Bibliothek und Medien



Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropaforschung (ABDOS) e.V.

32 (2012), Nr. 1
ISSN 2194-7392
Verlag Otto Sagner

Bibliothek und Medien. Mitteilungen der ABDOS e.V.
32 (2012), Nr. 1

Herausgeber	Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropaforschung e.V.
1. Vorsitzender	Dr. Jürgen Warmbrunn c/o Herder-Institut, Forschungsbibliothek Gisonenweg 5-7 D-35037 Marburg Telefon +49 (0) 6421/184-150 Fax +49 (0) 6421/184-139 warmbrunn@staff.uni-marburg.de
Redaktion	Dr. Hans-Jakob Tebarth (Leitung; Martin-Opitz-Bibliothek) Dr. Arkadiusz Danszczyk (Martin-Opitz-Bibliothek) Dr. Josef Steiner (Österreichische Nationalbibliothek) c/o Martin-Opitz-Bibliothek Berliner Platz 5 44623 Herne Telefon +49 (0) 2323/16-2106 Fax +49 (0) 2323/16-2609 hans-jakob.tebarth@herne.de
Bezug	*Bibliothek und Medien* können über den Buchhandel, den ABDOS e.V. sowie direkt beim Verlag abonniert werden: Verlag Otto Sagner c/o Kubon & Sagner GmbH Heßstraße 39/41 80798 München Telefon +49 (0) 89/54218-106 Fax + 49 (0) 89/54218-226 verlag@kubon-sagner.de Der Preis pro Jahrgang beträgt EUR 12,00 inkl. Versand innerhalb Deutschlands (bei internationalem Versand zzgl. der tatsächlich anfallenden Versandkosten). Mitglieder des ABDOS e.V. erhalten die Mitteilungen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft automatisch kostenlos.

Druck und Bindung: Kubon & Sagner GmbH, München
Printed in Germany
Printversion: ISSN 2194-7392 (ISSN 2194-7406 für die Internet-Verision)

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

mit diesem Heft haben die über dreißigjährigen ABDOS-Mitteilungen ihren Namen gewechselt. Der Wandel war mit dem letzten Doppelheft angekündigt worden und soll nicht zuletzt die veränderten Rahmenbedingungen des Bibliothekswesens widerspiegeln. *Bibliothek und Medien* gehören zusammen, längst zählen wir nicht mehr Bücher und Kleinschriften, sondern wir sprechen von Medieneinheiten. Ein Ziel der Umbenennung ist es, unter dem neuen Titel mehr Beiträgerinnen und Beiträger zur Publikation anzuregen. ABDOS-Vorstand und Mitgliederversammlung haben dem Vorschlag zugestimmt.

Der Verlag Otto Sagner wird unser Medium weiterhin durch Übernahme der Druckkosten fördern. Zusätzlich ist zum Jahreswechsel 2013 vorgesehen, auch eine Online-Version zu begründen, die zumindest den Abonnenten zeitnah oder zeitgleich mit dem Erscheinen der Print-Version zur Verfügung gestellt werden soll. Die älteren Texte und Rezensionen werden ohnehin für den freien Zugang über die ViFaOst bzw. OstDok vorbereitet.

Damit ist gleich wieder ein altes Thema aufgegriffen: Die Rezensionen für die Zeitschrift sind offenbar sehr beliebt, und immer wieder kommt es zu Reaktionen und Nachfragen – auch aus dem erweiterten Kreis der Interessenten jenseits der Abonnenten. Weit weniger ausgeprägt ist die Bereitschaft, selbst Texte zu liefern, so dass der immer wieder vorgetragene Appell zur Kooperation nur wiederholt werden kann. Das gilt übrigens in gleicher Weise für Textbeiträge und Ankündigungen. Sie kennen das schon.

Für die Redaktion kann festgestellt werden, dass der Kreis der Mitarbeiter ausgeweitet werden konnte. Seit dem März 2012 ist Dr. des. Arkadiusz Danszczyk als Stellvertretender Direktor der Martin-Opitz-Bibliothek im Amt. Er hat seine Bereitschaft zur Mitarbeit bei allen redaktionellen Aufgaben signalisiert und die Arbeit bereits aufgenommen. Über das Ausscheiden von Wolfgang Keßler aus dem aktiven Dienst wurde in der letzten Nummer berichtet. Er hat dankenswerterweise angekündigt, auch künftig Rezensionen für *Bibliothek und Medien* zu übernehmen. Es ist zu wünschen, dass dieser „Unruhestand" möglichst lange währen möge.

Im vorliegenden Heft finden Sie zwei weitere Beiträge des Kollegen Hochstrasser zur Geschichte deutscher Siedlungen und Sprache in Rumänien – speziell in der Moldau und zu den deutschsprachigen Juden an der Universität Klausenburg / Cluj-Napoca.

Den Mitgliedern der ABDOS sei speziell das Protokoll der Mitgliederversammlung empfohlen, die anlässlich der Jahrestagung in München im Mai zusammentrat. Sie finden hier auch die Tagungsplanung für die Folgejahre; für 2013 liegt eine Einladung der Weißrussischen Nationalbibliothek nach Minsk vor. Der Tagungsbericht wird im nächsten Heft erscheinen.

Die Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern einen angenehmen Sommer 2012!

Hans-Jakob Tebarth
(für die Redaktion)

Inhalt

Gerhard Hochstrasser

Die deutsche Siedlung Moldenmarkt (Baia) in Moldenland (Moldova)

Moldenmarkt, vormals eine „civitas" (= befestigte Stadt), heute das rumänische Dorf Baia, liegt etwa 7 km entfernt von der heutigen Stadt Fălticeni, die eine Marktflecken-Neugründung des damaligen Bodeneigentümers ist. Der Niedergang der Stadt Moldenmarkt begann allerdings lange vor der Gründung des Marktes Fălticeni (diese erfolgte am 28. Juni 1779 auf vorher unbewohntem Boden), und zwar bald nachdem die Handelswege Moldenmarkt nicht mehr berührten.

Auf dem Gebiete des heutigen Dorfes Baia lebten Menschen sicher seit Jahrtausenden, und sicher lag hier vor der Ankunft der aus Siebenbürgen kommenden Sachsen schon eine kleine rumänische Siedlung. Der bedeutende rumänische Geschichtsforscher C. C. Giurescu[1] vertrat die Ansicht, dass Siebenbürger Sachsen aus Nösen (Bistritz, Bistrița) und Rodna (Rodna) noch vor dem großen Mongoleneinfall von 1241 in die Moldau gekommen wären und sich in Moldenmarkt und in dem nahe gelegenen Sasca niedergelassen hätten. Über die Besiedlung der Moldavia mit Katholiken (Deutsche und Madjaren) berichtet eine päpstliche Urkunde aus 1234 ohne speziell Moldenflussten. Die Sachsen hatten bei ihrer Ankunft die Häuser der längst hier siedelnden Rumänen natürlich nicht abgerissen, sondern ihre Siedlung vielmehr in der Form eines neuen Siedlungskernes daneben aufgebaut[6].

In ihrer Anmerkung 59 hatten Ciobanu & Cioacă[7] die Errichtung des neuen Stadtkernes durch die Sachsen als wahrscheinlich nach 1326 (nach der Niederschlagung eines Aufstandes der Siebenbürger Sachsen) erfolgt bezeichnet, und zwar erfolgte die Errichtung der Siedlung (nach einer ersten Besichtigung des Terrains) in ganz kurzer Zeit, so dass die erste Bauphase schon 1334 zu Ende war, als der Kaufmann Alexander



Karte auf Basis der Copyright-frei bei Wikimedia verfügbaren Datei – s. Adresszeile – erstellt von der Redaktion.

markt zu nennen.[2] Nistor[3] war der Meinung, dass Baia 1200 existiert hätte; laut der Meinung von Lăpedatu[4] bestand diese Ortschaft seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts, laut der von Vîrtosu[5] seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die archäologisch belegbare Sachsensiedlung ist allerdings etwa 100 Jahre jünger. Die moldauischen Chronisten Grigore Ureche und Nicolae Costin waren in ihren Arbeiten der mittelalterlichen Überlieferung gefolgt und hatten Moldenmarkt (Baia) direkt eine sächsische Gründung genannt. In Wirklichkeit muss es so gewesen sein, dass die Sachsen im 14. Jahrhundert die Stadtwerdung einer schon vor ihrem Ankommen existierenden Siedlung beein-

Moldaowicz in Lemberg eine Urkunde unterzeichnete. Etwa 3 km vom Stadtkern entfernt lag eine Burg, die „wahrscheinlich von den Sachsen" errichtet worden war und deren Reste noch Fürst Grigore Ghica in 1732 besichtigte.[8] Neuere archäologische Grabungen[9] brachten wenig Material aus dem 13. Jahrhundert ans Tageslicht, das meiste Material stammt aus späteren Jahrhunderten. Während die im I. Band der Moldenmarkt-Monographie beschriebenen Ausgrabungen (aus den Jahren 1967 – 1976) hauptsächlich von Rumänen bewohntes Stadtgebiet betrafen, schnitten die im II. Band beschriebenen Ausgrabungen (aus den Jahren 1977 – 1980) direkt Wohnungen der deutschen

Gastsiedler an, Gastsiedler, die sich gegen Mitte des 14. Jahrhunderts in mehreren Etappen hier neben einer älteren rumänischen Siedlung niederließen. Die Anwesenheit des moldenländischen Wojwoden Dragoş (etwa 1352 – 1353)[10] trug sicher entscheidend zur Entwicklung des ehemaligen Dorfes zum Marktflecken und zur Stadt bei. Der Name Baia = Bania, der Grube = Bergwerk bedeutet, bezeugt, dass dieser Marktflecken („naschego torg ot bani“[11] heißt es in einer Urkunde vom 23. April 1448) vom Anfang an mit dem Bergbau verbunden war. Im I. Band von Neamţu u. Mitarb. wird auf S. 153 gezeigt, dass das Vorhandensein der „allogenen Elemente“ in Moldenmarkt durch archäologisches Material – in erster Reihe Keramik – aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ohne Widerspruchsmöglichkeit belegt ist. Da Moldenmarkt unter Dragoş bis unter Alexander dem Guten (1400 – 1432) Herrschersitz war, fällt das Aufblühen dieser Ortschaft in diese Zeit. Aus der Zeit als Moldenmarkt Herrschersitz war („capitalis“), wahrscheinlich sogar aus dem 14. Jahrhundert, stammt das Stadtsiegel, das die gotische Inschrift „Sigilium capitalis Moldavie terre moldaviensis“ und einen Hirsch zeigt.

Über den Anfang der Stadt Moldenmarkt liegen kaum Urkunden vor. Wenn eine Ortschaft „Baiam“ aus 1308 in „Descriptio Europae Orientalis“ nicht unbedingt unser Baia betreffen muss, so stammte der Zeuge Alexander Moldaowicz aus der 1334 in Lemberg ausgestellten Urkunde[12] sicher aus der Stadt Moldenmarkt in der Moldau: „Mulda – eyn haubstatt Muldener Land“ (so in der moldau-deutschen Chronik Stephans des Großen (1457 – 1504), die im April 1502 in Nürnberg abgeschrieben wurde)[13]. In 1339 ist Baia als Halteplatz bei A. Dulcert[14] erwähnt. In 1345 gab es hier Franziskaner[15], die eben hier in ihrem Kloster, wie auch in jenem in Bakau (Bacău in der Mittelmoldau), eine Bibliothek[16] hatten. In 1377 wurde hier die erste katholische Kirche aus Stein erbaut. Eine weitere große Kirche aus Stein ist die Marien-Kathedrale, die hier 1417 – 1420 mit Zustimmung des Fürsten Alexander des Guten und zum Gedenken an seine katholische Gattin Margareta erbaut werden konnte. Diese 31 m lange und 12 m breite gotische Kathedrale wurde aus grob behauenem Kalkstein erbaut und bekam einen befestigten Turm. Einen Grundriss dieser Wehrkirche wiedergeben Ciobanu & Cioacă[17] als Abb. 1 und Weczerka[18] als Abb. 5. Der aus Hermannstadt/Siebenbürgen stammende Arzt Andreas Wolf (1741 – 1812), Arzt des Jaschmarkter Metropoliten Jakob Stamati und der Fürstin Sultana Sturza (Tochter des Costache Moruzzi) studierte die Inschriften der „deutschen“ Kirche in Moldenmarkt/Baia.[19] Seine Arbeiten sind in Hermannstadt erschienen.

In mehreren heutigen Büchern wurden die noch immer imposanten Ruinen dieser Bischofskirche veröffentlicht, so bei Curinschi-Vorona[20] und Victor u. Mitarb.[21] In unmittelbarer Nähe des Kathedralenportals fand man die Grundmauern eines Gebäudes, das entweder der Bischofssitz oder das Rathaus war. Den Marktplatz von Moldenmarkt beschrieb Anthonius Bonfini, Chronist des ungarischen Königs Mathias Corvinus, folgendermaßen: „Auff einer seiten des Marckts war deß Königs Pallast/ gegen dem Bischofflichen Hof vber/da gehen zween Weg zusammen/ die vmbfahen den Thumbstift“[22]. Ab der Zeitspanne „nach dem 7. August 1413 und vor 1420“ war Moldenmarkt Bischofssitz; in 1420 war Johann von Ryza hier Bischof.

Im Herbst 1467 fiel der ungarische König Mathias Corvinus in das „Land Molden“ ein. U. a. besetzte er Moldenmarkt. Sein Chronist, Antonius Bonfini[23] beschrieb Moldenmarkt als von Palisaden umgeben („Hostis advenit: ligneam urbem vimineo muro circumspectam, a tribus repente partibus immito incendio adoritur…“) – Moldenmarkt entsprach also durchaus den gleitzeitigen mitteleuropäischen „civitates“. Während König Mathias in Moldenmarkt lagerte, wurde er vom moldenländischen Fürsten Stephan dem Großen angegriffen (der die Stadt anzünden ließ) und besiegt. Diese Kampfhandlungen fielen auf den 14. – 15. Dezember 1467[24]. Auf die von Bonfini erwähnten Holzpalisaden zu sprechen kommend, sagten Ciobanu & Cioacă (S. 370), dass sie weniger der Verteidigung des zwischen Sümpfen strategisch gut gelegenen Stadtkerns dienten, sondern vielmehr der Abgrenzung zwischen den katholischen sächsischen Kolonisten und den Einheimischen (den „Schismatikern“ der päpstlichen Urkunden) – sicher ist es jedoch, dass Palisaden immer zur Verteidigung dienten, egal ob sie gegen militärische Feinde oder gegen Räuber schützen sollten.

Moldenmarkt brannte mehrmals ab. Im Jahre 1467, als die Truppen Mathias Corvinus hier lagerten, ließ Stephan der Große die Stadt anzünden (s.o.). Im Jahre 1476 brannten die Türken sie nieder.[25] Nach 1476 war die katholische Gemeinde Moldenmarkts dann so arm, dass sie ihren Bischof nicht mehr entsprechend erhalten konnte; in 1510 wurde dann das Bistum aufgelöst. Moldenmarkt wurde hernach überwiegend nicht mehr „civitas“ (Stadt), sondern nur mehr „oppidum“ (Marktflecken) genannt[26]. Während der polnisch-türkischen Kriege floh 1687 der Großteil der katholischen Bevölkerung Moldenmarkts; auch das alte Stadtsiegel ging verloren und wurde hernach durch eines mit lateinischen Buchstaben ersetzt. Moldenmarkt konnte sich aber nicht mehr emporarbeiten, umsoweniger als

1709 der Hotter des nunmehrigen Marktfleckens den zwei fürstlichen Familien Cantacuzino und Sturdza zugeteilt wurde. Ab 1768 wurde Moldenmarkt/Baia als Dorf, „das ehemals Marktflecken war", genannt. Am 28. Juni 1779 wurde in nur 7 km Entfernung von Baia (das damals keine deutschen Einwohner mehr hatte) der Marktflecken Fălticeni gegründet, der fast nur jüdische Einwohner hatte. Im Jahre 1820 kaufte der Spătar M. Cantacuzino vom Grundbesitzer Andrei Başotă den Marktflecken Fălticeni für 10.000 Goldstücke und da er auch Baia besaß, übertrug er den Jahrmarkt von Moldenmarkt/Baia nach Fălticeni. Baia wurde hiermit endgültig zum unbedeutenden Dorf.

***

Entlang des Weges gegen die vorne erwähnte Burg, die etwa 3 km weit von der Stadtmitte lag, wurde gleich hinter der Kirche in den Jahren 1956 – 1958, während der Errichtung von Lagerräumen, der ehemalige katholische Friedhof wiederentdeckt. Ein Teil des hier gefundenen archäologischen Materials befand sich 1971 im Museum der Stadt Fălticeni, ein anderer Teil bei Bauern aus Baia.[27]

Obwohl es durch Arbeiten von Nicolae Iorga und C. C. Giurescu eigentlich geklärt sein sollte, dass der Beitrag der „saşi" (= Sachsen) zum Aufblühen von Moldenmarkt substantiell war, erschien noch 1982 hierüber eine widersprüchliche Arbeit. So schrieben Matei und Emandi (1982)[28]: „In zweiter Reihe, aber in enger Verbindung mit der vorherigen Aussage, setzt sich die Schlussfolgerung durch, – egal ob der Mittätigkeit (die für einen Augenblick allerdings nur vorausgesetzt wird) die fremde ethnische Elemente bei der Bildung der Stadt Moldenmarkt geleistet hätten (wir haben weiterhin ernste und berechtigte Zweifelsgründe an der erwähnten Mittätigkeit), glauben wir nicht, dass das Erscheinen dieser Stadt, nur auf Grund des Vorhandenseins einer lokalen ökonomischen Basis, fraglich sei, – dass die bildenden Elemente dieser Stadt nur in der rumänischen dörflichen Umgebung der ganzen Zone, die die Stadt seit ihren Anfängen bediente, zu sehen sind". Wenn nun Matei und Emandi (1982) „ernste und berechtigte Zweifelsgründe" an der Mittätigkeit „fremder ethnischer Elemente (sie scheuen sich diese zu nennen! – G. H.) bei der Herausbildung der Stadt Moldenmarkt hatten, so vertrat Victor Spinei (1982)[29] den korrekten Standpunkt: Er zeigte auf S. 54, Anm. 169: „Auch wenn die Gründung Moldenmarktes nicht durch die Sachsen geschah – wie einige Chronisten (Ureche, Nicolae, Costin), die sich anscheinend damit einer moldauischen mittelalterlichen Überlieferung anschlossen, meinten – war ihre Rolle bei der Umwandlung der Siedlung in ein städtisches Zentrum doch bedeutend. Übrigens stellten die Sachsen während des ganzen Mittelalters einen wichtigen Teil der Stadtbevölkerung dar". Er folgt dieser Stellungsnahme Ciureas (1955)[30]. Spinei zeigte weiter, dass wahrscheinlich die wichtigste Tätigkeit der Sachsen im Moldautal der Bergbau – und weniger die Töpferei – gewesen war (S.199–200) und dass die sächsischen Siedlungsgruppen die Handelsbeziehungen zu den siebenbürgischen Städten, die im Mittelalter die ständigen Handelspartner der Moldau waren[31], ermöglichten.

Über den Namen der Stadt Moldenmarkt, besonders im deutschen Sprachgebrauch, kann folgende Übersicht gebracht werden: In der Urkunde des Papstes Johannes XXIII. vom 7. August 1413 heißt es: „… in civitate Moldaviensi"[32]. Im Jahre 1421 heißt es in deutschen Urkunden[33]: „Groff vnd gesworn burger der Stadt Molde", „Greben vndt Prüger von der Molda" und „Groff vnd Purger der Molda". Um 1477 schrieben „von dyr Moldin, fon diur Herr Hanschin Growin, mit somt den ganscin Schtul" einen Brief an „Her Wincensin" „wayser Her der Richter zu Nesin" (heute. Bistriţa), in welchem die Moldenmarkter „Mitwonir Emryg von Woldryf und Petry Dobry" erwähnt werden[34]. Am 5. Mai 1431 schrieb aus „Moldavie" (= Baia)[35], der damalige katholische Bischof der Moldau, Johannes de Ryza[36], einen Brief an den Krakauer Bischof Sbigneus (Zbigniew Oleśnicki), in welchem er in Moldenmarkt lebende Hussiten[37] erwähnte.

Am 20. Juni 1502 schrieben „Groffe vnd gesworne Boergir der Stadt Molde" an die „ersamen vnd… geswornen Boergirin… der Stadt Noessin" einen Brief, den er gewisser Wlaschin überbrachte[38]. Am 30. Mai ging ein Brief von „Advocatus et totus consultatus honesti oppidi Ban" an „Magnifico domino iudici et toto consulato Bistricie" ab[39]. Erwähnt wurden hier die Moldenmarkter „Jacobus, filius Symon Henrich" und „Andre Obel". Ein Brief des Sachsen Georg aus Retteg (rumän. Reteag) „Georgius Sas, iudex et cives iurati civitatis Retekk" an „Andree Literato, iudici iurato biztrichiensi" erwähnt einen gewissen „Adorianus de Moldava" (= „aus Baia")[40]. In seinem Brief vom 11. Februar 1525 an den Richter und den Rat der „kyniklichen Sthath Nessen" erwähnte „Janusch Tyschler, Groff, myth sampt zaynen geschworen Burgern auf der Socza" (= Suceava) neben ihren „Mythbvrgern" Salomon Wolf und Stoyka auch „Jon Czekl von der Mallda", der eindeutig ein Zekel = Szekler war[41]. In einem lateinischen Schreiben aus 1526 wird die Stadt „Moldovabánya" genannt, woraus zu ersehen ist, dass der Schreiber ein Madjare war[42].

Am 26. Februar 1527 schrieben „Greben unndt Purger von der Molda, dem Rychter mythssamth

sseynen geschworen Herren czu Nossen kumpt dysser Bryff", in welchen sie ihren Mitbürger „Herr Andreas" erwähnten[43]. Am 19. November 1535 schrieb aus Mulda („datum auff der Mulda") Wolffgang Sommerer an „Herr Thomas, zw Nössenen wonende"[44]. Am 17. September 1561 schrieb „Alexander … Herr im Lande Moldenn" an den „Herrn Rychter unnd Ratt der Stadt Nösenn", „geben in unserem Markh Bahlo" (bei Jaschmarkt, Iaşi) und erwähnte „alhye in der Molden, in unserm Markh Bayna, so auff deytsch Moldenmarkh gnend wyerd" und „unsers Mark Beyna (Moldenmarkh auff deytsch)"[45]. Am 8. Juni 1570 schrieben „Iudex et iurati oppidi Bani" einen Brief, „datum auf der Molda", „den ersamen Herren, Her Caspar, Richter zw Nössan" und erwähnten „2 Man Eiwohner und Mitbürger: Toyde (Todea) und Gliga", die entweder Rumänen oder Armenier mit rumänischen Namen waren[46]. Am 6. November 1570 schrieb „Georgius Kirschner, Groff in dem Mark Bayna" „dem… Herrn, Her Gaspar, Richter yn der kyniklygen Sthat Nesen" einen Brief, der den Moldenmarkter „Petrus Schneyder… bei uns wonhaftig" erwähnt[47]. Am 22. Juni 1573 schrieb „Joannes Dei gracia princeps terre Moldavie" „data Yaswasar" (= Jaschmarkt) einen Brief, der zwei Armenier (Waskan et Abraam de Bana) aus Moldenmarkt erwähnt[48]. Am 6. August 1592 schrieb „Nicolaus Kyrschner auf der Banya" „dem namhaftigen unndt weysenn Herrn Andrea Porkolabenn in der koniglichen Stad Nössen" einen Brief, der „die Pauren aus der Wama" und welche Pferde der „Pharonen" (= Zigeuner) erwähnt[49]. Am 26. September 1592 schrieb „Datum aus Banya" der „Orosch Wornik, der Öberst-Hauptmann über das Heervolck unter dem Gebürge im Moldnerland" „Dem Herrn Her Gasparo Budecker, Richter in … Nösen, sampth dem … Rhatt" einen Brief[50]. Am 14. Dezember 1594 schrieb „Peter Bender, Richter, sampt dem erbaren Rhatt auf der Banya" bzw. „Wir Petter Bennder, Richter auf der Banya im Moldnerlandt, sampt den erbarenn geschwornen Rhatheren" „Dem fürsichtigen … Herrn, Herr Urbano Weydner, Richter der königlichen Stadt Nösen" einen Brief, der „Pitter Milner, bey uns auf der Banya itz wohnhaftig" erwähnt[51]. Am 12. September und am 28. Oktober 1595 schrieb „Nicolaus Kyrschner auf der Banya" erneut an die Nösner[52].

In der Beschreibung der Moldau aus 1599 des Fra Bernardo Quirini, „Vescovo Argensi", erscheint die „città di Bagna" neben den anderen Ortschaften mit katholischen Einwohnern: città di Giassi (Iaşi), città di Bachon (Bacău), città di Nemisi (Târgu Neamț), città di Tetrassi (Trotus), città di Contunari (Cotnar), città di Sucechivia (Suceava) und città di Romono (Roman)[53]. Für „Bagna" heißt es hier: „trecento sedeci in circa, di natione Ungara, e, sassoni vi sono due Chiese fabricate di Pieza". In den italienischen Texten des 17. Jahrhunderts erscheint die Graphie „Bagna" („in Bagna è una chiesa")[54] oder „Bania".[55]

Weczerka (1960, vgl. Anm. 18) benutzte stets den Namen Molda, ich erachte jedoch den für 1561 belegten deutschen Namen Moldenmarkt als den besseren, entspricht er doch den noch benutzten Namen Jaschmarkt (Iaşi) und Romansmarkt (Roman). Stephani schrieb ebenfalls Moldenmarkt[56].

Der rumänische Name Moldova wird von Hasdeu[57] vom gotischen mulda = Staub abgeleitet. Auch die Prahova in Muntenien leitet ihren Namen vom gleichen Sinn ab: slawisch prahŭ = Staub, Pulver, was der Poet Ovidius mit „amnis pulverulentus" ausdrückte. Die gotische Etymologie wurde auch von Al. Rosetti[58] akzeptiert. Spinei (1982, S. 45) schloss sich jenen Meinungen an, die den Landesnamen „Moldova" aus dem mittelalterlichen Deutsch ableiteten („Mulde, Molter"), wobei der Fluss Moldowa und die daran liegende Stadt Molda (Moldenmarkt) ihre Namen im sächsischen Sprachgebrauch schon vor der Gründung des Staates Moldau (Moldova) besaßen. Das Land selbst hieß auf gut Deutsch „Land Molden", Moldenland oder Moldnerland.

Aus der gegebenen Namenssituation ergibt sich die Erkenntnis, dass es den älteren rumänisch-madjarischen Namen Baia = Bánya (Moldovabánya) (= Bergwerk) und den lateinisch-deutschen jüngeren Prestige-Namen Civitas Moldaviensis, Moldenmarkt gibt. Der ältere Name bestätigt, dass die Siedlung auf einen Bergort zurückgeht, dessen Anfänge zweifelsohne auf ein durch Bergleute aus dem nahen Rodna gegründetes Edelmetallbergwerk basieren. Weczerka (1960, S. 135) hatte sicherlich recht, als er annahm, dass „sehr früh deutsche Bergleute über den Rodna-Pass ins Moldau-Tal hinabgestiegen sind" – das könnte sogar noch vor 1241 (so Giurescu 1967), dem Jahr der Zerstörung Rodnas durch die Mongolen, geschehen sein. Wenn aber Weczerka noch schrieb, dass sie „die Stadt Molde gegründet haben", so kann man seine Meinung nicht teilen, denn zur Gründung einer Stadt (= civitas) kann es damals im 13. Jahrhundert nicht gekommen sein, dafür fehlte die wirtschaftliche Basis und das Hinterland. Ohne dass ihnen entsprechende archäologische oder urkundliche Belege zur Verfügung gestanden hätten, hatten auch Nistor (1911), Lăpedatu (1909) und Vîrtosu (1956) die Anfänge der Siedlung Baia in die Zeit um 1200 (so Nistor), den Anfang des 13. Jahrhunderts (so Lăpedatu) und in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts (so Vîrtosu) gelegt. In 1958 wurden dann allerdings – anlässlich des Anlegens von Silogruben – hier auch Keramikreste[59], die ins 13. und 14. Jahrhundert datiert wurden, gefunden. Die mit den Namen von N. Beldiceanu und Narcis Crețulescu verbundene Nachricht von den „vielen Steinen mit lateinischen Inschriften,

darunter eine aus 1209“, die in der Burgruine, die 3 km von Baia/Moldenmarkt entfernt liegt, gefunden wurden, ist recht unklar und betrifft – auch wenn sie richtig sein sollte – nicht direkt die ab etwa 1330 archäologisch belegbare Siedlung sächsischer Siedler, die in der Baia-Monographie[60] aus 1980 und 1984 beschrieben wurde. Weczerka (1960, S. 96, Anm. 94) erwähnte diese Inschrift aus 1209, „welche der rumänische Professor Beldiceanu zusammen mit weiteren lateinischen Inschriften in den heute nicht mehr vorhandenen Ruinen einer alten Burg bei Molde gefunden haben soll“, eine Nachricht, die Romstorfer von Narcis Crețulescu und dieser „vermutlich von Beldiceanu persönlich“ hatte. Eine Veröffentlichung dieser Inschriften hatte nicht stattgefunden. Über diese „vielen Steine mit lateinischen Inschriften, darunter eine aus 1209“ (= multe pietre cu inscripții latine, iar printre ele una din 1209), die in einer Burgruine bei Baia gefunden worden wären, schrieben Zaharia u. Mitarb.[61], dass N. Beldiceanu die Bejahung der Aussage von Narcis Crețulescu bringe, dass es eine Burg bei Baia gegeben habe, in deren Ruinen eben diese „vielen Steine….“ gefunden worden wären. Eine Einsicht in diese fragwürdige Fundbeschreibung war mir leider nicht möglich. Dass aber diese Burg um 1209 mit einer deutschen Siedlung mit eigener Überlebenskraft und entsprechenden bürgerlichen Verwaltungsinstitutionen gleichgesetzt werden kann, ist einfach unmöglich, denn Burgen unterstanden ja dem jeweiligen Herrscher. Auch kann eine Burg nie Baia = Bánya (= Bergwerk, Grube) geheißen haben.

Der rumänisch-madjarische Name bestätigt eindeutig, dass weder die moldo-deutsche Chronik Stephans des Großen aus 1502, noch die ab etwa 1700 verfassten rumänischen Chroniken von Grigore Ureche und Nicolae Costin Recht haben können, wenn sie die ersten nach Baia gezogenen Siedler als Töpfer bezeichnen, denn im ganzen rumänisch-madjarischen Raum bezeichnet der Name Baia = Bánja immer nur Orte, in welchen Erz gefördert und verhüttet wurde. Dass es sächsische Töpfer immer auch gegeben hatte, ist natürlich klar; dass die sächsischen Hersteller von Glasurdachziegeln und Kacheln besonders zur Zeit der Erbauung der schönen moldenländischen Kirchen (besonders unter Stephan dem Großen, der 1991 heilig gesprochen wurde) sehr geschätzt worden waren, ist ebenfalls klar – die Annahme, dass die Sachsen aber nur zu diesem letzteren Zweck ins Moldnerland eingewandert wären, ist nichtsdestotrotz unrichtig.

Der deutsche Name Moldenmarkt kann sich erst eine gewisse Zeit nach der Einwanderung der Sachsen „ab 1326“ durchgesetzt haben, als die Siedlung zu einem lebensfähigen Handelszentrum ausgebaut worden war. Die früheren Urkunden und die Verbindungen nach Krakau und Lemberg (Löwenburg) zeigten ja auch eindeutig, dass der Handel nun wichtiger als der Bergbau war. Ab etwa 1334 war Moldenmarkt eine lebensfähige deutsche Siedlung mit einem entsprechenden deutschen Hinterland – dieses war das Nösnerland mit seinem Zentrum Nösen (= Bistritz) – und einer wirtschaftlichen Basis – dem Fernhandel. Das Jahr 1353, in dem der ungarische König Ludwig I. der Stadt Nösen das Ofener Jahrmarktsrecht verlieh, ist wohl auch ein Anhaltspunkt für eine weithin und über die Grenzen Siebenbürgens hinaus reichende Handelstätigkeit. (Das Stapelrecht für Waren aus dem Moldnerland erhielt Nösen erst 1523.) Im 13. – 14. Jahrhundert wurden von Schlesien aus auch Kleinpolen und Halitsch (= Rotreußen) deutsch besiedelt. In Krakau bestand schon vor 1228 eine deutschrechtliche Gemeinde, in 1257 wurde Krakau zur Stadt. Auch bei der Gründung Lembergs (unter Fürst Daniel, 1235 – 1264) sollen Deutsche beteiligt gewesen sein[62] – für die Zeit um 1300 ist für Lemberg jedenfalls eine deutsche Gemeinde mit deutschrechtlichen Formen[63] belegt. Ab 1380 hatte Lemberg das Stapelrecht für Waren aus der „Tartarei“ (= aus Osten, aus Moskowien). Im Jahre 1393 wurde in Krakau eine moldenländische Gesandtschaft empfangen, „vermutlich war die Regelung des Handels Anlass dieses Besuches“[64] – die Handelsbeziehungen zwischen Krakau und dem Moldnerland sind für jene Zeit gut belegt. Um 1400 verlangten die „cives et mercatores Lemburgenses“ für sich auch das Stapelrecht für Waren aus den „partes Valachie“ (hier: Moldenland), um so die Krakauer auszustechen – was ein vom polnischen König eingesetztes Schiedsgericht aber nicht bewilligte[65]. Später gelang es den Lembergern aber doch die Krakauer auszuschalten, denn König Wladislaw III. verlieh ihnen 1444 das absolute Stapelrecht. Ab 1406 verhandelten die Lemberger mit dem moldenländischen Fürsten um ein Handelsprivileg, das ihnen dann auch am 8. Oktober 1408 verliehen wurde. Von Lemberger Seite waren überwiegend Deutsche bei der Unterzeichnung dieses Handelsvertrages zugegen[66]. Den Handel Siebenbürgens mit dem Moldnerland regelten die Zollbestimmungen des polnischstämmigen siebenbürgischen Wojwoden Stiborius de Stiboricz aus dem Jahre 1412. Jahrmärkte hüben und drüben der siebenbürgisch-moldenländischen Grenze gab es auch; durch eine Verfügung des moldenländischen Fürsten Alexander Lăpuşneanu aus 1561 wurden jährlich sieben Jahrmärkte abwechselnd in Moldenmarkt und in Nösen (Bistritz) festgelegt[67].

Auch wenn Papst Johannes XXIII. 1413 schrieb, dass in der „civitas Moldaviensis“ die Zahl der Orthodoxen („pro majori parte habitant schismatici et infideles“)[68] größer als die der Katholiken war, so entwickelte sich Moldenmarkt doch zur bedeutendsten deutschen Siedlung des 15. und 16. Jahrhunderts

des ganzen „Landes Molden". Erst im 17. Jahrhundert sollte Kottnersberg (Cotnari) die wichtigste deutsche Siedlung des Fürstentums werden. Auch wenn die Moldenmarkter Sachsen nicht die absolute Mehrheit der Siedlung darstellten (es lebten hier noch Rumänen, Ruthenen, Madjaren, Armenier, „Tataren" = Zigeuner), so lag die wirtschaftliche Führung der Stadt doch in ihrer Hand. Giurescu (1967, S. 189) sagte dazu: „Die Sachsen[69] bildeten im 14. und 15. Jahrhundert ein zahlenstarkes und wichtiges Element der Bevölkerung Moldenmarkts/Baias". Als Beweis dafür sei folgende Urkunde zitiert: Am 26. Januar 1453 beschloss Fürst Alexander, dass das Kloster Pobrata mit der Zustimmung des Schultheißen und der Bürger von Moldenmarkt von deren Mühlen pro Jahr 12 „Kolod"en (von Cîble, d.h. Kübel) Maltz und vier „Kolod"en Weizen haben sollte. Wenn aber die „Sachsen aus Moldenmarkt" („sasowe ot Bani"), die allein für dieses Versprechen hafteten, dieses brechen würden, so hätten sie 60 Rubel Silber als Strafe zu zahlen[70]. Auch aus dem 16. Jahrhundert gibt es Belege über die wirtschaftliche Stärke der moldenländischen Sachsen. So belegt eine Urkunde[71] vom 5. Dezember 1576, dass „die Sächsin Magda, die Frau des Andros aus Kottnersberg, die Tochter des Lukatsch, des Töpfers aus Moldenmarkt", einen Hausplatz und einen Weinkeller in Kottnersberg verkaufte.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten mehrere Pestwellen die deutschen Gemeinden in Moldenland geschwächt, schlimmer war aber die wirtschaftliche Schwächung durch die Unterbindung des Durchgangshandels zum Schwarzem Meer nach dem Fall Konstantinopels (1453) und die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien (1498). Die Einfälle der Türken in „Karabogdan" (wie sie Moldenland nannten) ließen die Sachsen nach Siebenbürgen flüchten – in 1493 trug der ungarische König dem Siebenbürgischen Wojwoden auf, die Habe der vor den Türken nach Nössen geflüchteten Adeligen und Kaufleuten aus dem Moldnerland zu schützen[72]. Die Lage nach den Verwüstungen der Türken und Tataren sowie Polen und Kosaken im Moldnerland kennzeichnete Bischof Quirini am 20. April 1602 durch „fast vollkommen vernichtete" katholische Diözesen und 1604 durch die Verschleppung von „100.000 Seelen" durch die Tataren[73]. Am stärksten trafen die türkisch-polnischen Kriegshandlungen der Jahre 1683 – 1687 das Land, so dass sich die deutschen Gemeinden auf die Flucht nach Siebenbürgen begaben und hiermit auflösten. Rückwanderer gab es nur wenige und selbstständig lebensfähige deutsche Gemeinden bildeten sich keine mehr.

Wichtig war für die deutschen Gemeinden in Moldenland der Glaubensunterschied den orthodoxen Rumänen und Ruthenen gegenüber, auch wenn die katholische Kirche nie eine deutschausgerichtete Siedlungspolitik betrieb. Unter den in Moldenland missionierenden Patres waren auch etliche Deutsche, die sicher das Durchhaltevermögen der hier siedelnden Deutschen verstärkten. Das katholische Bistum von Sereth (rumän. Siret) gab es zwischen 1371 und 1434, als auch in Sereth recht viele Deutsche lebten. Das Bistum von Moldenmarkt gab es ab 1413/1420 bis 1510, wobei es aber scheint, dass in den letzten Jahrzehnten die Bischöfe gar nicht mehr hier residiert hatten. Die in Moldenmarkt zur Zeit seiner deutschen Besiedlung vorhandenen drei katholischen Kirchen hatte Weczerka (1960, S. 76-78 und 122) erschöpfend behandelt. Von zeitlich begrenzter Wichtigkeit war das Übergreifen der Reformation von Siebenbürgen aus (ab 1550) auf die katholische Gemeinden in Moldenland, denn alsbald (ab 1571 und 1588) setzte hier die Gegenreformation ein.

Wichtig ist es, die Namen der frühen deutschen Siedler in Moldenmarkt festzuhalten. Ein erster Beleg eines Kaufmanns namens Alexander Moldaowicz, der im Jahre 1334 in einer Urkunde in Lemberg als Zeuge genannt wurde, wurde von Ciobanu & Cioacă (1978, S. 34) als Zeitpunkt der abgeschlossen Ansiedlung der Sachsen in Moldenmarkt angesehen. Der bei Al. Czołowski[74] für 1386 belegte „Heinricus pellifex de Moldavia" wurde für Neamțu, Neamțu & Cheptea (1980 S. 34) der Anlass zu schreiben, dass die Deutschen in Moldenmarkt ab 1386-1388 – urkundlich erscheinen würden. Neben Deutschen aus Sereth („Czereth") erscheinen im ältesten Lemberger Stadtbuch auch mehrere Moldenmarkter als Schuldner: Peter Onclus (1384), Ruffus, Wernusch und der Schneider Henselm (alle 1385), der Kürschner Heinrich (1386), Johannes Leffel (1386/1387), Berthold und „Fredmannus" (beide 1388)[75]. Dem Lemberger Stadtbuch aus 1404 – 1426 zufolge wurde in 1406 ein gewisser Petrus Parvus aus Moldenmarkt zur Zahlung einer Steuer angehalten[76] und in den folgenden Jahren konnten mehrere Moldenmärkter (Deutsche) in Lemberg das Bürgerrecht erwerben: in 1408 Johannes Vitricus cingulator (= Gürtler) de Moldavia, in 1414 Mathis Roezner de Moldavia, in 1423 Thomas Claynsmed von der Molda aus Ungern, in 1466 Merten Torke de Moldavia und in 1510 Martinus Wende aurifaber de Moldavia[77]. Als Studenten[78] sind folgende Moldenmarkter bekannt: Jacobus de Moldavie bzw. Jakobus Molda in 1402 in Prag, Ladislaus Blasij de Moldovia in 1441 in Wien und Laurencius de Moldavia in 1448 in Wien. Weczerka[79] waren folgende Moldenmarkter Studenten bekannt: Nicolaus Andree de Moldavia (1405), Mathias Filczkopoter de Moldavia (1436), Michael Stephani de Moldavia (1436), Laurencius Andree Burger de Moldavia (1453), Thomas

Georgii de Moldavia (1503) und Valencius Andree de Moldavia (1503).

Die Namen der Moldenmarkter „Gräven“ (= Richter), Bürger und „Mitwohner“ erscheinen in den weiter oben zitierten Urkunden für den Beleg des Ortsnamens. In den Kronstädter Zwanzigstrechnungen aus dem Jahr 1545 erscheint ein gewisser „Endres Zwyckawer de Moldavia“[80]. In 1508 bestätigte in Lemberg Johannes Kelcz aus Moldenmarkt, dass er von seiner Mutter Barbara und seinem Stiefvater Johannes Naytert sein väterliches Vermögen erhalten hatte[81]. Einer der reichsten Patrizier Moldenmarktes war Niclas Hecht, der in 1421 in Moldenmarkt verstarb und dessen Testament uns erhalten geblieben ist. Aus dem Schreiben des Moldenmarkter Rates („Groff und gesworn burger der Stat Molde“) an den „erben und weyzen Foyt, Rothmanne der Stat Lemborg“ kann entnommen werden, dass Niclas Hecht in Gegenwart von „Jokusch weber geschworn burger vnsres Rothes, Jost vnd Merten Sneider vnser mitteburger“ am Sterbebett entschieden habe, dass die gesamte Schuld des Lemberger Bürgers Wittram an die Stadt Lemberg als Stiftung „czu eynem ewigen zelgerethe vnd czu eyner ewiger messen“ gehen solle[82]. Die errechnete Gesamtsumme betrug 337 Mark; von der Hälfte derselben kauften die Lemberger Domherren dann die Scholtisei des Ortes Werbiz südlich von Lemberg. Niclas Hecht wird wohl mit dem ab 1470 in Hermannstadt urkundlich erfassbaren Georg Hecht (verstorben in Hermannstadt zwischen dem 20. Februar und 11. April 1496)[83], der hier auch Bürgermeister geworden war, verwandt gewesen sein. Der Name Hecht weist in den norddeutschen Raum, wobei alle Träger dieses Namens verwandt gewesen sein dürften.

Weitere Familiennamen von Moldenmarkter deutschen Bürgern brachte Weczerka (S. 206) für das 17. Jahrhundert. Da sich für das 16. und 17. Jahrhundert recht zusammenhängende genealogische Daten ermitteln lassen bzw. eine nahe Verwandtschaft aller moldenländischer[84] Sachsen in Moldenland, Kottnersberg, Jaschmarkt und auch Sutschawa erkannt werden kann, sollen einige Familien in separaten Arbeiten vorgestellt werden.

(Anmerkungen)

1 Constantin C. Giurescu: Tîrguri sau oraşe şi cetăţi moldovene din secolul al X–lea penă la mijlocul secolului al XVI–lea (= Moldauische Marktflecken oder Städte und Burgen aus dem 10. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts). Bucureşti 1967, hier: S. 185.

2 Eudoxiu de Hurmuzaki (und Nic. Densuşianu): Documente privitóre la Istoria Romănilor (= Urkunden zur Geschichte der Rumänen). I. Bd., 1. Teil, S. 132, Bucureşci 1876.

3 I. Nistor: Die auswärtigen Handelsbeziehungen der Moldau im XIV., XV. und XVI. Jahrhundert. Gotha 1911, hier: S. 89 – 90.

4 Al. Lăpedatu: Antichităţile din Baia. I. Note istorice (= Die Altertümer aus Moldenmarkt/Baia. I. Historische Notizen). In: Buletinul Comisiei Monumetelor Istorice (= Zeitschrift der Kommission Historischer Denkmäler), II. Bd., S. 53, 1909.

5 Emil Vîrtosu: Din sigilografia Moldovei şi Ţării Româneşti (= Aus der Sphragistik der Moldau und der Walachei (des Bleschlandes). In: Documente, II. Bd., S. 474, Anm. 9, Bucureşti 1956.
Es ist gut bekannt, dass auch die siebenbürgischen Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mühlbach usw. ihre Vorläufersiedlungen hatten; auch ist es nur einleuchtend, dass Plätze, die sich ideal für Siedlungen eigneten, auch vor der Einwanderung der „Siebenbürger Sachsen“ (ab etwa 1050) besiedelt waren. (Vgl. dazu: Paul Niedermaier: Siebenbürgische Städte. Bukarest 1979.)

7 R. St. Ciobanu & A. Cioacă: Vechimea oraşului Baia (= Das Alter der Stadt Moldenmarkt/Baia). In: Muzeul Naţional (= Das Nationalmuseum). 2. Bd., S. 365 – 379, Bucureşti 1975.

8 Vgl. Anm. 33 bei Ciobanu & Cioacă (vgl. m. Amn. 7). Es handelt sich um eine Nachricht des Chronisten Ion Neculce, der damals den Fürsten begleitet hatte.

9 E. Neamţu, V. Neamţu & S. Cheptea: Oraşul medieval Baia în secolele XIV – XVII (= Die mittelalterliche Stadt Moldenmarkt/Baia im 14. – 17. Jahrhundert). I. Bd., Iaşi 1980. Idem: Idem ,II... Bd., Iaşi 1984.

10 Der moldauische Wojwode Dragoş war Vasall des ungarischen Königs Ludwig I. von Anjou.

11 In den altslawisch–rumänischen Urkunden erscheinen alle größeren Ortschaften der Moldau als trog, trăg = tîrg; in den lateinische Urkunden erscheint entsprechend „oppidum“ oder „foro“ (manchmal auch „cittá). Im Madjarischen erscheint der Beiname „vásár“ (= Markt) bei den meisten größeren Ortschaften (z. B. Jásvásár = Jaschmarkt = Iaşi, Tĭrg de Iaşi; Románvásár = Romansmarkt = Roman), nicht aber bei Moldenmarkt, das als Moldovabánya erscheint. Ich werde im folgenden immer die von den Moldauer Sachsen benutzten Ortsnamen gebrauchen. Vgl. auch G. Hochstrasser: Über Schreibweise und Aussprache des deutschen Namens von Suceava in der Bukovina (Rumänien) im Mittelalter. In: Nordost – Archiv, Heft 83/84, S. 153–160, Lüneburg 1986.

12 Johann Voigt: Codex Diplomaticus Prussicus, 2. Bd., S. 190.

13 Cronica lui Ştefan cel Mare (= Die Chronik Stephans des Großen). In: I. C. Chiţimia: Probleme de bază ale literaturii române vechi (= Grundprobleme der alten rumänischen Literatur). Bucureşti 1972, hier: S. 19 – 89.

14 A. F. Nordenskiold – Perilis – An Essay of the Early History Charts and Sailing Directions. Translated by Francis A. Bather. Stockholm 1897. Neuaufgelegt bei Burth Frankin, New York 1962, hier: Tafel IX.

15 Gh. Moisescu: Catolicismul în Moldova pînă la 1400 (= Der Katholizismus in der Moldau bis 1400) Bucureşti 1940, hier. S. 85.

16 Ştefan Pascu: Istoria învătămîntului din România (= Die Geschichte des Lehrwesens in Rumänien). I. Bd., Von den Anfängen bis 1821. Bucureşti 1983, hier S. 209.

17 Vgl. Amn.1.

18 Hugo Weczerka: Das mittelalterliche und frühneuzeitliche Deutschtum im Fürstentum Moldau von seinen Anfängen bis zu seinem Untergang (13. – 18. Jahrhundert). München 1960 – nach Walter Horwath: Katholische Kirchenruinen in der Moldau. In: Siebenbürgische Vierteljahresschrift 61/1938.

[19] Stela Mărieş: Supuşii străini din Moldova în perioada 1781 – 1862 (= Die fremden Untertanen in der Moldau in der Zeitspanne 1781 – 1862). Iaşi 1989, hier: S. 157.

[20] Gh. Curinschi – Vorona: Istoria arhitecturii în România (= Die Geschichte der Architektur in Rumänien). Bucureşti 1981, hier: S. 105, Abb. 33.

[21] A. Victor, I. Burtea & P. Lupu: România – Monumente instorice şi de artă (= Rumänien – geschichtliche und kunstgeschichtliche Denkmäler). Bucureşti 1972, hier: Abb. 17: Ruinen des Altars.

[22] Antonius Bonfini: Ungerische Chronica. Frankfurt a. M 1581, hier: S. 288 – 289 – zit. nach Weczerka (vgl. Anm. 1), hier: S. 119 – 120.

[23] Antonii Bonfinii: Historia Pannonica. Coloniae 1690, hier: S. 397.

[24] Istoria militară a poporului român (= Die militärische Geschichte des rumänischen Volkes). II. Bd., Bucureşti 1966, hier: S. 297 – 305).

[25] Al. Lăpedatu (vgl. Anm. 4), hier: S. 60.

[26] C. Auner: Episcopia catolică de Baia (Moldaviensis) (= Das katholische Bistum von Moldenmarkt). In: Revista catolică (= Katholische Zeitschrift), 4. Jg., S. 91 – 92, Bucureşti 1915.

[27] Ciobanu & Cioacă (vgl. Anm. 7) hier: S. 369, Anm. 32.

[28] M. D. Matei & E. I. Emandi: Habitatul medieval rural din Valea Moldovei şi din bazinul Somuzului Mare (sec. XI – XVII) (= Das mittelalterliche dörfliche Wohngebiet im Moldautal und im Einzugsgebiet des Şomuzul Mare, 11. – 17. Jahrhundert). Bucureşti 1982, hier: S. 98.

[29] Victor Spinei: Moldova în secolele XI – XIV (= Die Moldau im 11. – 14. Jahrhundert). Bucureşti 1982.

[30] D. Ciurea: Noi contribuții la istoria oraşului Baia (= Neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Moldenmarkt/Baia). In: Studii şi Cercetări Stiințifice (= Wissenschaftliche Studien und Untersuchungen), VI. Jg., Nr. 3 – 4, S. 38 – 40, Iaşi 1955.

[31] Vgl. auch M. Dan & S. Goldenberg: Der Warenaustausch zwischen Bistritz und den Moldauer Städten und Marktflecken im 16. Jahrhundert. In: Forschungen zur Volks-und Landeskunde. 10. Bd., H. 1, S. 5 – 34, Bukarest 1967.

[32] Bei Spinei (vgl. Anm. 29) nach D. Ciurea: Sigiliile medievale ale oraşelor din Moldova (= Die mittelalterlichen Siegel der Moldauer Städte). In: Studii şi Cercetări Ştiințifice, VII. Bd., Nr. 2, S. 161, Iaşi 1956.

[33] Brief vom Mai 1421 des Schultheißen und der Bürger von Moldenmarkt an den Vogt und die Bürger von Lemberg. In: Akta grodzkie i zemskie z czasow rzeczypospolitej Polskiey … 4. Bd., S. 108 – 109, Lemberg 1873.

[34] Eudoxiu de Hurmuzaki: Documente privitoare la Istoria Românilor (= Urkunden zur Geschichte der Rumänen). XV. Bd.: N. Iorga: Acte şi scrisori din archivale oraşelor ardelene (Bistrița, Braşov, Sibiiu) publicate după copiile Academiei Române (= Akten und Briefe aus den Archiven der Siebenbürgischen Städte Nösen = Bistritz, Kronstadt, und Hermannstadt, veröffentlicht nach den Kopien der Rumänischen Akademie). Teil I.: 1358 – 1600. Bucureşti 1911, hier: Urk. Nr. 135, S. 77.

[35] Maria Holban: Călători străini despre Țările Române (= Ausländische Reisende über die Rumänischen Länder). I. Bd., Bucureşti 1968, hier: S. 62 – 64 – nach Şerban Papacostea: Ştiri noi cu privire la istoria husitismului în Moldova în timpul lui Alexandru cel Bun (= Neue Nachrichten über die Geschichte des Hussitismus in der Moldau zur Zeit Alexanders des Guten). In: Studii şi cercetări ştiintifice – Istorie, XIII. Bd., H. 2, S. 257 – 258, Iaşi 1962 – nach: Monumenta Medii Aevi Historica res Poloniae Ilustrantia. XII. Bd., S. 254 – 255.

[36] Er verstarb vor dem 30. April 1438, als der Dominikaner Petrus Czipser als sein Nachfolger eingesetzt wurde (I. Filitti: Din arhivele Vaticanului (= Aus den Archiven des Vatikans). I. Bd., S. 34 – 36, Urk. Nr. 20, Bucureşti 1913.)

[37] Laut Constantin C. Giurescu (Cauzele refugierii husiților în Moldova şi centrele lor în aceasta țară (= Die Ursachen der Flucht der Hussiten in die Moldau und deren Zentren in diesem Land). In: Studii şi articole de Iostorie (= Geschichtliche Studien und Aufsätze), XIII. Bd., S. 24 – 44, Bucureşti 1966, hier: S. 40) waren die sächsischen Hussiten im Jahre 1420 in die Moldau eingewandert. Über die Auswanderung der hussitischen Sachsen aus Siebenbürgen informierte Samuel Timon 1762 in seiner zweiten Epistel nach dem Hermannstädter Ephemeriden (Additamentum ad imagines antiquae et novae Hungariae tribus epistolis. In: Imago novae Hungariae, Viennae, Pragae et Tergesti“ 1762 , S. 15).

[38] Urk. Nr. 239 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 158.

[39] Urk. Nr. 366 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Amn. 349, hier: S. 203.

[40] Urk. Nr. 530 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34). hier: S. 240.

[41] Urk. Nr. 534 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 292.

[42] Urk. Nr. 102 bei Andreas Veress: Acta et epistolae … Budapest 1914 – vgl. Anm. 154 bei Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18).

[43] Urk. Nr. 535 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S.293

[44] Urk. Nr, 696 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S.370 – 371 – Es handelt sich um Thomas Waldorfer aus Nösen/Bistritz, der offensichtlich ein Verwandter des „Emryg von Woldryf“ aus der Urk. Nr. 135 aus „um 1477“ war. Thomas Waldorfer wurde noch in den Urkunden Nr. 704 vom 18. Oktober 1536, Nr. 722 vom 6. Dezember 1538, Nr. 724 vom 22. Dezember 1538 und Nr. 727 vom 14. Februar 1539 erwähnt (alle Urkunden bei Hurmuzaki & Iorga 1911).

[45] Urk. Nr. 1054 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 569 – 570. – Bei Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S 110.

[46] Urk. Nr. 1191 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 642 – 643).

[47] Urk. Nr. 1195 bei Hurmuzuki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S..644.

[48] Urk. Nr. 1218 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 657.

[49] Urk. Nr. 1311 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 713.

[50] Urk. Nr. 1312 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 713.

[51] Urk. Nr. 1314 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 715.

[52] Urk. Nr. 1350 und Nr. 1356 bei Hurmuzaki & Iorga 1911 (vgl. Anm. 34), hier: S. 733 und 734.

[53] Eudixiu de Hurmuzaki: Documente privitóre la Istoria Românilor (= Urkunden zur Geschichte der Rumänen). III. Bd., I. Teil: 1576 – 1599. Bucureşci 1880, Urk. Nr. 102.

[54] In den „Notitie della provincia di Valachia et Moldavia“ von F. Francesko Pustis di Candia (vor 1600), wiedergegeben bei N. Iorga: Studii şi documente cu privire la Istoria Românilor. Parte II.: Acte relative la istoria cultului catolic în principate (= Studien und Urkunden zur Geschichte der Rumänen. II. Teil: Urkunden zur Geschichte des katholischen Kultus in den Fürstentümern). Bucureşti 1901, hier: VII. Kapitel, S 415 – 492, Urk. Nr. III.

[55] Idem wie Anm. 54, hier: Akten des Bischofs Valerian Lubienicki, datiert nach dem 12. Juli 1610.

[56] Claus Stephani: Am Osthang der Waldkarpaten – Die mittelalterlichen Städte (Moldenmarkt und Kotnersberg) – Zipser, Schwaben und Deutschböhmen im Buchenland. In: Raketenpost, 16 (594), Beilage der Zeitung „Neuer Weg“, Bukarest, 23. April 1981.

[57] B. P. Hasdeu: Istoria critică a românilor (= Die kritische Geschichte der Rumänen). Neuausgabe, Bucureşti 1984, hier: S. 450.

[58] Al. Rosetti: Istoria limbii române de la origini pînă în secolul al XVII – lea (= Die Geschichte der Rumänischen Sprache von den Anfängen bis ins 17. Jahrhundert). Bucureşti 1968, hier: S. 245.

[59] N. Zaharia; M. Petrescu – Dîmboviţa & Em. Zaharia: Asezări din Moldova de la paleolitic pînă în secolul al XVIII – lea (= Siedlungen in der Moldau von der Altsteinzeit bis ins 18. Jahrhundert). Bucureşti 1970, hier: S. 370.

[60] Vgl. Anm. 9.

[61] Zaharia u. Mitarb. (vgl. Anm. 59), hier: S. 307 – nach: Cronică numismatică şi arheologică (= Numismatische und archäologische Chronik), XII. Bd., Nr. 105, S. 171, Bucureşti 1936, und: Alexandru Lăpedatu: Antichitătiile de la Baia (= Die Altertümer von Moldenmarkt/Baia), in: Buletinul … (vgl. Anm. 4).

[62] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 44, Anm. 19.

[63] Es ist dies der bei weitem früheste Beleg für die Benutzung deutschen Rechtes in Rotreußen (Weczerka 1960) (vgl. Anm. 18), hier: S. 45). In 1356 erhielt Lemberg durch König Kasimir offiziell das Magdeburger Recht.

[64] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 49, Anm. 41 – nach „Libri antiquissimi Cracovienses“ II, S. 148 f.

[65] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 49, Anm. 42.

[66] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 53, Anm. 66, nannte die Namen Hans Zimirstein (Sommerstein), Hans Werst, Russ Nikkios und Schreiber Hans.

[67] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 66, Anm. 139.

[68] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 126, Anm. 230.

[69] Die rumänischen Chronisten nannten die in Moldenland siedelnden Deutschen immer „saşi“ = Sachsen, eine Bezeichnung die insofern auch stimmt, weil der Großteil der moldenländischen Deutschen ja aus Siebenbürgen stammte. In Siebenbürgen wurde die Bezeichnung „saxones“ durch die königlich-ungarische Kanzlei eingeführt.

[69] Urk. Nr. 121 bei M. Costăchescu: Documente moldoveneşti … Iaşi 1932, 2. Bd., S. 444 f. zit. von Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 126, Anm. 231.

[70] Documenta Historica Romaniae. A. XVI. Jahrhundert, 3. Bd., S. 78 – zit. von Giurescu 1967 (vgl. Anm. 1), hier: S. 183 – 184, Anm. 9.

[71] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 170, Anm. 451.

[72] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 200. Anm.20 und 21.

[73] Vgl. auch Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 131, Anm. 267 – nach PDL I., 257, S. 41, Lemberg 1892.

[74] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 81, Anm. 6 – nach PDL I., Lemberg 1892.

[75] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 81, Anm. 7.

[76] Weczerka 1960 (vgl. Anm.. 18), hier: S. 162 – nach PDL II.

[77] C. C. Giurescu 1967 (vgl. Anm. 1), hier: S. 187 – nach Mihail P. Dan: Cehi, slovaci şi români în veacurile XIII – XVI (= Tschechen, Slowaken und Rumänen im 13. – 16. Jahrhundert), S. 62 und: N. Drăganu: Cei dintîi studenti ardeleni în universitățiile apusene (= Die ersten siebenbürgischen Studenten an den westlichen Universitäten); in: Anuarul Institutului de Istorie (= Jahrbuch des Geschichte – Instituts), Cluj, IV., 1926 – 1927, S. 421.

[78] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18) hier: S. 156, Anm. 250.

[79] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 108, Anm. 139. Man beachte den Namen Zwickauer!

[80] Weczerka 1960 (vgl. Anm. 18), hier: S. 108, Anm. 136.

[81] Weczerka 1980 (vgl. Anm. 18) hier: S. 129 – 130 und 154 – 155.

[82] Gustav Gündisch in: Mitteilungen aus dem Baron Bruckenthalischen Museum, XII. Jg., S. 12 – 15, Hermannstadt 1947.

[83] Die „Terra Moldaviae“, die in der Neuzeit in der Regel „Moldau“ genannt wird (bzw. Republik Moldawien, wenn es sich um Bessarabien handelt), hieß im Hochmittelalter offiziell auch „Molder lant“. Das belegt eine Münze des Wojewoden Stefan I. (1389 – 1399), die erstmals von Lucia Bieltz (Molder Lant – o legendă inedită pe monedele emise de Ştefan I. 1393 – 1399 =Molder lant – a new legend on the coins issued by Stephan I princ of Moldavia 1389 – 1399. In: Cercetări numismatice, VII. Bd., S. 155 – 156; Nationalmuseum für die Geschichte Rumäniens, Bucureşti/Bukarest 1996) veröffentlicht wurde.

Gerhard Hochstrasser

Wir sollten sie nicht vergessen: Deutschsprechende Juden an der Uni Klausenburg vor etwa 100 Jahren

Im Jahre 1981 erschien im Bukarester Kriterion-Verlag das von Koppándi Sándor redigierte Buch über die magyarische Nationalität in Rumänien in zwei Sprachen und Ausgaben: „A romániai magyar nemzetiség“ bzw. „Naţionalitatea maghiară din România“. Das genannte Buch ist voller Träger von deutschen und jüdischen Familiennamen, wobei man aber sicher sein kann, dass sich diese zwar dem magyarischen Kulturkreis angeschlossen, jedoch ihre Herkunft und Religion nicht verneint hatten. Speziell für Juden bedeutete eine Magyarisierung des Familiennamens noch lange nicht eine Aufgabe des Glaubens. Für magyarisierte Deutsche und Slowaken war die Situation freilich eine andere; auf die Magyarisierung derselben war das genannte Buch freilich nicht eingegangen, denn das hätte „böses Blut“ verursachen können. Ja selbst heute wird in Rumänien dieses heikle Thema am liebsten totgeschwiegen – so z.B. auch über den Levente-Prozess 1920 in Temeschburg / Timişoara, dem vormaligen Temesvár / Temeswar, als sich Jugendliche mit deutschen Familiennamen als Magyaren bezeichneten.

Schlimm waren damals nicht die magyarisierten Mitläufer, sondern die aktiv tätigen „Janitscharen“, die sich wilder gebärdeten als Blutmagyaren; so der auf S. 393 genannte Schlauch Lörincz, Bischof von Großwardein und Szathmár, der als brutaler Magyarisator der Schwaben aus dem Komitat Szathmár in die Geschichte eingegangen ist.

Klausenburg hatte schon 1872, nach Tübingen, als weltweit zweite Universität eine von der Philosophie getrennte Mathematikfakultät.

Vincze Mária ging deshalb in dem genannten Buch auch speziell auf die hier tätigen Mathematiker ein, verschwieg aber deren jüdische Abstammung (wahrscheinlich aus Böhmen und Schlesien). Wahr ist freilich, dass in Ungarn vor 1918 die Juden nicht als Nationalität anerkannt worden waren, doch wurde das Buch ja nicht 1918, sondern 1981 veröffentlicht! Um die Wahrheit zu erfahren, muss man deshalb in das 1929 in Budapest erschienene „Zsidó lexikon", herausgegeben von Ujvári Péter, schauen. Hier findet man folgenden Nachweis vor:

Réthy Mór, geboren am 9. November 1846 in Nagykörös bei Kecskemét, studierte in Budapest und Wien, wurde dann Aushilfsprofessor für Mathematik in Budapest, ging dann für ein weiteres Studium nach Göttingen und Heidelberg und wurde Professor für Mathematik und Physik in Klausenburg. Von 1886 bis zu seinem Tod (am 16. Oktober 1925 in Budapest) war er dann Professor am „Ferencz-József"-Institut für Kunst in Klausenburg. Ab 1880 war er Mitglied der ungarischen Akademie. Seine zahlreichen Arbeiten erschienen zum Teil in magyarischer Sprache, zum Teil in den „Mathematischen Annalen". Zusammen mit dem weltbekannten König Gyula (ebenfalls Jude, geboren am 16. Dezember 1849 in Raab / Győr, gestorben am 8. April 1913 in Budapest) gab er die „Tentamények" Bolyays heraus Von seinen deutschsprachigen Arbeiten sei hier die „Über schwere Flüssigstrahlen" (1898) genannt.

Haar Alfred wurde 1885 in Ofenpest/Budapest geboren. Seine Dissertation legte er 1910 in Göttingen vor, wo er 1910 auch Professor für Mathematik und Astro-Mathematik wurde.

1911 wurde er stellvertretender Professor in Zürich, aber schon 1912 außerordentlicher Professor am „Ferencz-József"-Institut in Klausenburg und 1917 ordentlicher Professor ebenhier. Als das Institut nach Szegedin umgesiedelt wurde, zog er auch dorthin. Er veröffentlichte seine Arbeiten in magyarischen Zeitschriften, aber auch in den „Mathematischen Annalen". Zusammen mit König Dénes (geboren 1883 in Budapest, Sohn von König Gyula) veröffentlichte er in Budapest die Arbeit „Egyszeren rendezett halmazokról". Große Werke veröffentlichte er in Göttingen, „Die Randwertaufgabe der Differentialgleichung u = 0" und „Zur Theorie des orthogonalen Functionssystems" und in Palermo „Über die Legendre'sche Reihe". Er verstarb 1933.

Schlesinger Lajos wurde am 1. November 1864 in Nagyszombat (heute in der Slowakei) geboren, ging in Pressburg/Pozsony/Bratislava aufs Gymnasium und studierte in Heidelberg und Berlin. Zuerst wurde er Privatprofessor in Bonn und 1902 Titular-Professor in Klausenburg. 1911 wurde er als Professor in Budapest ernannt, zog aber einige Monate später nach Gießen. Seine wichtigsten Buchveröffentlichungen sind: „Handbuch der Theorie der Linearen Differentialgleichungen" (drei Bände, 1895 – 1898), „Einführungen in die Theorie der Differentialgleichungen" (1908), „Vorlesung über lineare Differentialgleichungen" (1908), "Bolyay in Memoriam" (1902), „Gauss´s Werke" (1912) und „Raum, Zeit und Relativitätstheorie" (1920). Er verstarb 1933.

Fejér Lipót wurde am 9. Februar 1880 in Fünfkirchen/Pécs geboren und studierte an den Universitäten von Ofenpest, Berlin, Göttingen und Paris. 1905 wurde er Privatprofessor, 1911 Professor in Klausenburg und später in Budapest. Hier war er Mitglied der nationalen Kommission zur Prüfung der Mittelschullehrer, Mitglied der Ungarischen Akademie und Gewinner des Marcibányi-Preises (1918). Auch war er leitendes Mitglied des Mathematischen Kreises von Palermo und dessen Zeitschrift, weiterhin ständiger Mitarbeiter der „Mathematischen Annalen". 1912 wurde er sogar Vizepräses des Mathematik-Kongresses von Cambridge und Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft von Göttingen. Seine wichtigsten Veröffentlichungen sind: „Das Ostwaldsche Prinzip in der Mechanik" (1906), „Untersuchungen über Fourir´sche Reihen" (1904), „Über Stabilität und Labilität eines materiellen Punktes im widerstrebenden Mittel" (1906), „Über die Fourir´sche Reihe" (1907), „Über die Wurzel vom kleinsten absoluten Betrage einer algebraischen Gleichung" (1909), „A szymptitikus értékek meghatározásáról" (1908), „Über die Laplace´sche Reihe" (1909) und „Sur la singularité de la série de Fourir des fontions continues" (1911). Er verstarb 1959.

Riesz Frigyes wurde am 22. Januar 1880 in Raab / Győr geboren und studierte in Ofenpest, Zürich und Göttingen. 1914 wurde er stellvertretender Professor in Klausenburg, 1914 dann ordentlicher Professor. Als Mitglied der Ungarischen Akademie veröffentlichte er Arbeiten in Magyarisch, aber auch in Weltsprachen – seine wichtigste Arbeit ist: „Les systèmes d`équations linéares à une infinité d´inconnues" (1913). Er verstarb 1956.

Alle genannten Persönlichkeiten benutzten für ihre deutschen Arbeiten natürlich deutsche Vornamen, was auch für den Chemiker Fleischer Antal (geboren 1845 in Kecskemét, gestorben 1877 in Klausenburg, vgl. im „Zsido lexikon") und andere gültig ist. Zur Zeit der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie war es üblich, die Vornamen zu übersetzen – unrichtig ist es deshalb, dass in der rumänischen Version des genannten Buches alle Vornamen in Magyarisch erscheinen, auch wenn es sich gar nicht um Magyaren handelt und deren z. B. deutsche Vornamen reichlich bekannt sind.

Berichte

Erdmute Lapp, Hans-Jakob Tebarth

DigiBibs, Deutsche Digitale Bibliothek und biblioteki cyfrowe:
Deutsche und polnische digitale Bibliotheken auf dem gemeinsamen Weg in die Europeana. Ein Tagungsbericht (10.-12.10.2011 in Lodz/Łódź)

Auch die im Jahr 2011 von der Martin-Opitz-Bibliothek (MOB), Herne, organisierte Tagung mit dem Titel *„Digibibs, Deutsche Digitale Bibliothek und biblioteki cyfrowe: Deutsche und polnische Bibliotheken auf dem gemeinsamen Weg in die Europeana"* war wieder eine sehr interessante und inspirierende Tagung. Die Fach- und Fortbildungstagung der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Sammlungen zur Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa findet alle zwei Jahre statt. Im Jahr 2011 konnte sie dank der seit vielen Jahren bestehenden personellen und institutionellen Kooperation zwischen der MOB und dem Lehrstuhl für Literatur und Kultur Deutschlands, Österreichs und der Schweiz der Universität Łódź vom 10.-12.10. in Lodz / Łódź veranstaltet werden. Diese Kooperation zog sich durch das gesamte Programm; die Tagung wurde gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestags. Über 40 deutsche und polnische Bibliothekarinnen und Wissenschaftler (einige TeilnehmerInnen kamen aus Ungarn und anderen ostmitteleuropäischen Staaten) haben ein anregendes und intensives Programm gestaltet und spannende Diskussionen geführt.

Aufgrund der in den vergangenen Jahren gesammelten Erfahrungen (vergleichbare Tagungen werden seit den 90er Jahren durch die Martin-Opitz-Bibliothek organisiert) wurde das Programm auch 2011 in drei große Bereiche unterteilt. Ein einleitender Teil war den Traditionen deutscher Kultur und Geschichte in Polen gewidmet. Ein zweiter Teil vertiefte speziell bestehende und auszubauende Kooperationen im Bibliotheksbereich, wobei sowohl das Wirken der Universitäts- und Staatsbibliotheken bis hin zu Wissenschaftsportalen (Virtuelle Fachbibliothek Osteuropa) wie auch Spezialbibliotheken und Sondersammlungen (zum Beispiel die Bibliothek des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz) berücksichtigt wurden. Die Teilnahme polnischer Bibliothekarinnen



Blick vom Hotel Richtung Universität und Konferenz-Zentrum (Fotos: B. Kwoka, M. Polok, H.-J. Tebarth)

und Bibliothekare ermöglichte erstmals einen breiten Dialog über die Digitalisierung gemeinsam interessierender Bestände für den Kreis der Bibliotheken und Sammlungen zur deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa.

Der zeitlich und inhaltlich größte Block der Tagung war den aktuellen und praktischen Aspekten der digitalisierenden und Digitalisate nutzenden Einrichtungen gewidmet. Nicht nur die Massendigitalisierung (zum Beispiel in der Bayerischen Staatsbibliothek und im Göttinger Digitalisierungszentrum) wurde vorgestellt, auch die Maßnahmen der Spezialbibliotheken, die vielfach auf Lückenschluss seltener



Ort der Tagung: Konferenz-Zentrum der Universität Lodz

Bestände – und damit häufig auf das einzelne Buch – zielen.

Unter den Referenten waren Vertreter der Deutschen Digitalen Bibliothek (Projektstab) bei der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) sowie ein Repräsentant des Digitalen Forums Ost- und Mitteleuropa, dem gegenwärtig eine führende Rolle als Plattform für digitalisierte Periodika des Bezugsraums zukommt. Auf diesem Feld kann ein beispielhaftes Portal entstehen, dass selbstverständlich eingebunden ist in die Deutsche Digitale Bibliothek (DDB) und die Europeana.

Erste Funktionalitäten wurden den Tagungsteilnehmern bereits präsentiert – allerdings noch offline bezogen auf die DDB.

Den Hinweis „Mehr als Bücher“ kann man nur unterstreichen, wie eine triviale Recherche in der Europeana (die DDB wird erst im Laufe des Jahres 2012 mit ersten Arbeitsmöglichkeiten im Netz sein,



Blick in den Vortragssaal

derzeit bietet die Seite lediglich Infos zum Entwicklungsstand – Stand Februar 2012) schnell beweist. Die Suche nach „Goethe“ deutet auf zahlreiche „digitale Objekte“, wobei das Werk zunächst hintansteht. Gleichwohl verdeutlichten die Veranstalter schon in den einführenden Beiträgen, dass „das Buch“ nicht nur anlässlich der aktuellen Tagung im Zentrum des Interesses stand. Die Vielfalt der Aufgaben rund um die Digitalisierung der schriftlichen – überwiegend urheberrechtsfreien – Kulturgüter dominiert auf lange Sicht die Arbeit der beteiligten Institutionen. Archive, Museen und „freie Anbieter“ von Kunst und Kulturgütern sind zwar beteiligt, haben aber spezifische Probleme zu lösen. Themen wie Datenmassen, die es zu kanalisieren und verwalten gilt, sind jenseits der Bibliotheken noch dominanter – und vielfach einer Lösung ferner.

Nach der Eröffnung der Tagung durch den Direktor der Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, Wolfgang Kessler, und nach der Begrüßung der Prorektorin der Universität Łódź, Joanna Jabłkowska, verlas Hans-Jakob Tebarth, Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, das Grußwort der Referatsleiterin beim Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), Frau Sabine Deres. Sie betonte die besondere Bedeutung des Tagungsorts Łódź und die Wichtigkeit der internationalen Vernetzung. „Die Martin-Opitz-Bibliothek dient als Punkt der Verknüpfung zahlreicher, vielfach durch den Bund geförderter Einrichtungen für den bibliothekarischen Bereich. Die seit vielen Jahren stattfindenden, international besetzten bibliothekarischen Fach- und Fortbildungstagungen werden deshalb vom BKM bewusst gefördert.“ Im Laufe der Tagung haben die TeilnehmerInnen intensives Networking betrieben, und alle waren von der Stadt Łódź sehr beeindruckt, besonders von dem ästhetischen Kontrast zwischen

historischen Gebäuden, die bereits renoviert sind und solchen, die noch auf die Restaurierung warten.

Wolfgang Kessler eröffnete die erste Sektion zur Geschichte der Deutschen in Łódź und Mittelpolen mit einem Vortrag, der kompetent und informativ in die Tagung einführte. Es folgte ein Vortrag von Monika Kucner vom Institut für Germanistik der Universität Łódź zum literarischen Schaffen der deutschsprachigen Gemeinschaft in Łódź bis 1939 (von einer Kollegin verlesen), in dem sie zeigte, wie die deutschsprachige Minderheit die Kultur der Stadt mit prägte.

Gudrun Wirtz, Leiterin der Osteuropa-Abteilung der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) München stellte Bestände der BSB zur polnisch-deutschen Geschichte im Open Access vor, sie ging auf das kooperative Digitalisierungsprojekt mit der Firma Google ein und stellte die Inhalte von *Ostdok* vor. Jürgen Warmbrunn, Herder-Institut, Marburg, sprach unter dem Titel *Polonia, Polonica und Polonaisen* über die Angebote des Herder-Instituts zur Geschichte, Kultur und Landeskunde Polens, dabei erwähnte er die umfangreichen Sonderbestände, wie beispielsweise das in thematisch beachtlicher Tiefe erschlossene Bildarchiv. Reinhard Feldmann aus der Universitäts- und Landesbibliothek

Organisation und Aufbau der Deutschen Digitalen Bibliothek

Deutsche Digitale Bibliothek
Portal für Kultur und Wissenschaft
Projekt Website

Kontakt FAQ Datenschutz Impressum Intern

Startseite
Aktuelles
Veranstaltungen
Über das Projekt
Kompetenznetzwerk
Partner
Dokumente

Wissen und Kultur digital und frei

Vom heimischen Computer aus zugreifen auf Bücher, Bilder, Noten in ganz Deutschland - das will die Deutsche Digitale Bibliothek ermöglichen. Als zentrales nationales Portal soll das Projekt die digitalen Angebote von etwa 30.000 Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen miteinander vernetzen. Das ambitionierte Ziel lautet: Das kulturelle Erbe der Nation wird weitgehend kostenfrei für alle Bürgerinnen und Bürger zugänglich gemacht. Für die Facheinrichtungen, wie Bibliotheken, Archive, Museen, geht die Deutsche Digitale Bibliothek Ende 2011 online. 2012 soll dann jedermann auf das neue Angebot zugreifen können.

Mehr als Bücher

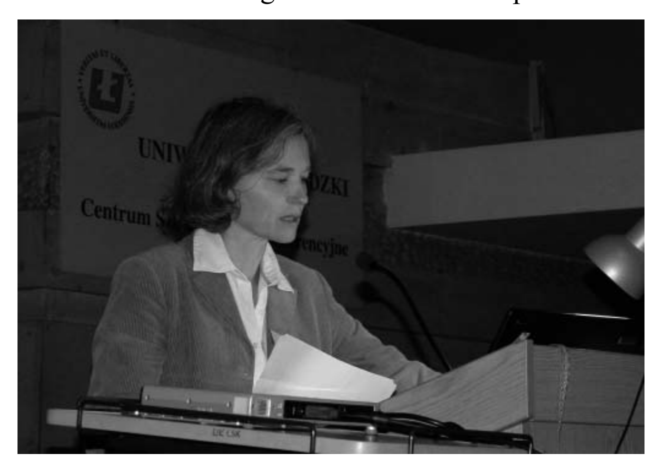
Seit Sommer 2007 arbeitet ein Kompetenznetzwerk mit Vertretern aus Bund, Ländern und Kommunen an der Umsetzung der Deutschen Digitalen Bibliothek. Dieser Name ist übrigens als vorläufiger Arbeitstitel anzusehen, da nicht ausschließlich Literatur erfasst werden soll. Über schnell verstehbare Suchfunktionen erhalten Nutzerinnen und Nutzer auch Zugriff auf Skulpturen in 3D, Bilder und Filme. Sie können in Findbüchern von Archiven suchen, erhalten Hinweise aus der Denkmalpflege. All diese Informationen sollen über das neue, zentrale Portal Deutsche Digitale Bibliothek zugänglich und miteinander verknüpft werden. Bis es soweit ist, müssen noch viele Aufgaben bewältigt werden. Mehr über Entstehung, den europäischen Kontext, die laufenden Aktivitäten und Ziele bietet diese Projekt-Webseite. > mehr

Aktuelles
Geschäftsstelle
TÜViT
IASA - 42nd Annual Conference
Telefonumfrage
Aufstockung Finanzmittel
Konstituierung

Die Bundesregierung
Kultusminister Konferenz
Deutscher Städtetag

2 von 21 | J. Sieglerschmidt: Deutsche Digitale Bibliothek | Łódź 12. Oktober 2011
Leibniz-Institut für Informationsinfrastruktur

Im zweiten Themenkomplex wurden eine Reihe von Vorträgen zum Thema polnisch-deutsche kulturhistorische Beziehungen und Bibliotheken präsentiert.



Gudrun Wirtz, BSB



Jürgen Warmbrunn, Herder-Institut, Marburg

Münster berichtete von der Restaurierung und Digitalisierung montanhistorischer Bestände zu Schlesien, die vor kurzem durch die Übernahme wertvoller Drucke nach Auflösung der Bibliothek des Landesoberbergamts Dortmund in die ULB Münster gelangt sind.

Wojciech Szramowski und Monika Ostrowska mit Hans-Jakob Tebarth in Sektion II beim Vortrag

Danach stellten Wojciech Szramowski und Monika Ostrowska von der Universitätsbibliothek Thorn/Toruń deutschsprachige Bestände aus dem konsortialen Digitalisierungsprojekt in der Region Kujawsko-Pomorskie vor, das von der UB Toruń koordiniert wird.

Bemerkenswerterweise werden die deutschsprachigen Bestände laut Auskunft der Referenten nur unterproportional genutzt. Dies sollte ein Grund mehr sein, das Wissen um die Digitalisate in Deutschland breiteren Kreisen zur Kenntnis zu bringen. Wolfgang Kessler, Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, sprach über die Herausforderungen, die die Übernahme von drei weitgehend unerschlossenen Archiven deutscher Volksgruppen aus Mittelpolen, Galizien und Wolhynien mit sich bringen. Albert Weber vom Südost-Institut Regensburg stellte die Periodika-Bestände der deutschsprachigen Minderheiten im Südost-Institut sowie die Digitalisierungsaktivitäten vor, die zum Ziel haben, den Zugang zu diesen Beständen zu ermöglichen und sicherzustellen. Äußerst erfreulich ist, dass das Südost-Institut die Digitalisate auf der DiF-MOE-Plattform zugänglich machen wird; dies gilt z.B. für das Periodikum „Der sächsische Hausfreund“ aus dem siebenbürgischen Kronstadt. Weit verbreitet ist auch beim Südost-Institut, dass ältere Zeitschriften nur in Ausnahmefällen wirklich komplett sind. Es ist von großer Bedeutung, durch Kooperationen zumindest virtuell geschlossene Bestände aufzubauen. Auf einige erfolgreich durchgeführte Projekte der Martin-



Erdmute Lapp, Ruhr-Universität Bochum, und Grażyna Piotrowicz, Universitätsbibliothek Breslau)

Opitz-Bibliothek konnte im Verlauf der Diskussion verwiesen werden.

Erdmute Lapp (Ruhr-Universität Bochum, Universitätsbibliothek) und Grażyna Piotrowicz (Universitätsbibliothek Wrocław / Breslau) präsentierten in ihrem Doppelreferat *Wie Bibliotheken deutsch-polnische Universitätspartnerschaften unterstützen können* die Aktivitäten der Universitätsbibliotheken Bochum und Wrocław, mit denen sie die seit 1988 bestehende Universitätspartnerschaft unterstützen. Der Erfolg dieser Partnerschaft liegt darin, dass die Bochumer Wissenschaftler Digitalisate und Altbestände der UB Wrocław nutzen und die UB Bochum dafür Informationen über ihre elektronischen Dienstleistungen mit Wrocław teilt.

Nach der Vorstellung der Bibliothek des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz durch Gudrun Hoinkis und des Sudetendeutschen Musikinstituts Regensburg durch Hana Pfalzová sprach Berthold Gillitzer von der Bayerischen Staatsbibliothek München unter dem Titel *Im Web verschwunden oder im Web gefunden – wo werden die digitalen Bibliotheken sein?* über das Semantic Web und Discovery Services. Er konnte dabei u.a. auf den Beitrag von Karl W. Neubauer „Die Zukunft hat schon begonnen: Führen neue Dienstleistungsprodukte zu neuen Strategien für Bibliotheken?“ verweisen, erschienen in B.I.T. Online 13 (2010), Nr. 1, S. 13–20. Einer der „zweifelhaften“ Erfolge verbesserter Recherche- bzw. Find-Möglichkeiten von Texten im Internet ist allerdings der Nutzungsrückgang für Literatur des 18./19. Jahrhunderts. Dabei sind selbstverständlich nur die „echten“ Bücher in den Lesesälen gemeint, nicht etwa die Digitalisate …



Eigentlich war im skizzierten Themenblock auch noch der Beitrag „Staatsbibliotheken im Generalgouvernement (Warschau, Lublin, Krakau, Lemberg)“ von Olaf Hamann (Osteuropasammlung der Staatsbibliothek Berlin) vorgesehen, doch musste der Referent aus Termingründen absagen. Zahlreiche Anregungen zu diesem stets aktuellen bibliothekarischen Themenkreis konnten dennoch in die Diskussionsrunden eingebracht werden. Die damit verbundenen Fragen werden voraussichtlich auf den künftigen Tagungen erneut aufgegriffen werden.

In der folgenden Firmenpräsentation mit dem Titel *Vom Katalogisat zum Digitalisat* präsentierte Klaus Lehmann, Geschäftsführer der Firma allegronet.de, die weiterentwickelte Bibliothekssoftware allegro-C als Lösung für kleinere und mittlere Bibliotheken und Archive. Im Zentrum der Darstellung standen Features zur erleichterten Übernahme von Fremdda-

ten und zur optimierten Präsentation der Kataloge im Web. Gemeinsam mit den Veranstaltern der Tagung entwickelte Lehmann Lösungswege zur Integration thematisch relevanter Bestände, die in anderen Bibliothekssystemen und Verbünden erfasst und präsentiert werden, in den Allegro-Verbundkatalog Östliches Europa (VOE).

Im Rahmen des anschließenden Themenblocks *Digitale Bibliotheken zwischen Routine und Ausbau* stellte Hans-Jakob Tebarth die Einrichtungen vor, die Literatur zur deutschen Geschichte und Kultur im östlichen Europa sammeln und sich an dem Projekt *Deutsche Digitale Bibliothek* beteiligen sollten oder bereits über Kooperationen involviert sind. Er verwies auf den § 96 BVFG als gesetzliche Grundlage der gesamten Förderung des Bundes für Projekte zur deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa. Die Zahl der größeren und überregional wirksamen Institute, die sich mit deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa befassen, ist überschaubar, obwohl diese über das gesamte Bundesgebiet verteilt sind.

Das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – BKGE – dient für den Bereich als Instrument der Koordination und Qualitätssicherung. „Das 1989 gegründete Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) mit Sitz in Oldenburg ist eine Ressortforschungseinrichtung im Geschäftsbereich des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM)." (Quelle: Homepage des Instituts). Der Einrichtung kommen neben Evaluierungs- auch Koordinationsfunktionen zu.

Als zentrale Bibliothek des Förderbereichs kann die Martin-Opitz-Bibliothek nicht nur für Fragen der Digitalisierung gelten. Zahlreiche Projekte mit Partnern in Deutschland und darüber hinaus belegen dies. Tebarth postulierte – mit Blick auf die Herausforderungen von Europeana und DDB – u.a. die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von wissenschaftlichen Instituten und Bibliotheken bei der Schaffung eines Kanons der erforderlichen Digitalisate.

Der folgende Beitrag war nochmals eine deutsch-polnische Gemeinschaftspräsentation mit dem Titel *Die Digitalisierung der Chronik des Ghettos Łódź / Litzmannstadt:* Katarzyna Siurek-Szymańska vom Staatsarchiv Łódź und Markus Roth von der Arbeitsstelle Holocaust-Literatur an der Universität Gießen berichteten über die Edition zunächst der gedruckten Ausgabe (2007 deutsch, 2009 polnisch) der sogenannten Ghettochronik und der nachfolgenden Aufbereitung der Chronik des letzten Jahrs 1942-43 für die digitale und multimediale Präsentation. Die deutschsprachige Version liegt bereits vor, die polnischsprachige Version wurde noch im Jahr 2011 fertiggestellt. In Kooperation mit dem Hessischen Rundfunk ist auch eine Audio-Version entstanden.

Es folgten Präsentationen einer Reihe von umfangreichen und anspruchsvollen Digitalisierungsprojekten in Polen: Agata Chlebna und Jolanta Traczyńska-Kiewel stellten die Digitalisierungsprojekte der Wojewodschafts- und Stadtbibliothek Łódź vor. Sie verwiesen darauf, dass es etwa 80 digitalisierende Bibliotheken in Polen gibt, von denen mindestens 20 auch im Bereich „Deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa" digitalisieren. Agata Duda-Koza von der Schlesischen Bibliothek Katowice brachte den TagungsteilnehmerInnen die Schlesische Digitale Bibliothek als Kooperationsprojekt von 40 Bibliotheken näher. Der Beitrag wurde von Magdalena Skóra verlesen, die ausführte, dass allein in Kattowitz ein Digitalisierungsprojekt unter Einsatz von 7 Millionen Złoty durchgeführt wurde, wovon 6 Millionen aus einer EU-Förderung stammen. Katarzyna Gmerek von der Universitätsbibliothek Poznań stellte die Digitalisierungsstrategie der UB Poznań vor. In ihrem Beitrag, der an der UB Poznań unter Mitarbeit einer weiteren Kollegin, Aleksandra Szulc, und eines weiteren Kollegen, Piotr Marcinkowski, entstanden ist, ging Gmerek u.a. auf das Thema Urheberrecht ein und diskutierte die Beteiligung kommerzieller Unternehmen an Digitalisierungsprojekten.

Abschließend sollen die interessanten Überblicksreferate erwähnt werden: von Bernhard Kwoka, Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, über die Digitalisierungsaktivitäten aller mittelosteuropäischen Länder,



von Jörn Sieglerschmidt, Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg / Fraunhofer IAIS / Deutsche Digitale Bibliothek, zu Organisation und Aufbau der Deutschen Digitalen Bibliothek und von Ferenc Tibor Tóth vom Digitalen Forum Mittel- und Osteuropa (DiFMOE), München, zum Portal deutschsprachiger Periodika in Mittel- und Osteuropa, sowie von Markus Brantl, Leiter des Digitalisierungszentrums der

BSB, zur Massendigitalisierung an einer Universalbibliothek. Eigentlich wollte Sieglerschmidt schon erste Funktionalitäten der DDB präsentieren, doch wurde der Start der Beta-Version noch einmal verschoben. Profund war sein Überblick über die inzwischen abgeschlossene Planungsphase seit 2005 – und intensiviert seit 2007. Dass kleinere Bibliotheken bislang kaum eine Chance haben, an der DDB teilzunehmen, gab er zu, riet aber auch allen Interessenten, ihre Interessen offensiv an das Kompetenznetzwerk heranzutragen.

Bei den Vorträgen zum Digitalisierungssystem und in der Abschlussdiskussion wurde immer wieder die Urheberrechts-Problematik aufgeworfen. So selbstverständlich der Schutz des geistigen Eigentums ist, so schwierig ist es für digitalisierende Stellen, die Rechtefrage zu klären – finanzielle Spätfolgen sind so nicht ausgeschlossen. Wie bei Musikvideos kommt es auch bei Digitalisaten von Literatur immer wieder zu Enttäuschungen bei der Recherche, weil die gesuchten Werke zwar in den USA und in Großbritannien verfügbar sind, nicht aber in der Bundesrepublik.

Der Vortragsteil der Tagung wurde abgerundet durch Dankesworte der Veranstalter an die Gastgeber. Wolfgang Keßler wandte sich an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer und erklärte, dass dies seine letzte VOE-Tagung im aktiven Dienst sei. Bei der Erwiderung verlieh Hans-Jakob Tebarth der Hoffnung Ausdruck, dass auch in Zukunft immer wieder die Gelegenheit gegeben sei, bei Tagungen und darüber hinaus weiter auf die ausgewiesene Kompetenz des langjährigen Direktors der Martin-Opitz-Bibliothek und Mitinitiator des Verbundkatalogs östliches Europa zurückzugreifen.

Am Nachmittag des 12.10. war es möglich, das Staatsarchiv und die öffentliche Wojewodschafts- und Stadtbibliothek Łódź zu besuchen. Die beeindruckenden Bestände wurden von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die zum Teil auch zu den Tagungsteilnehmern zählten, in Auswahl präsentiert.

Fazit: Die TeilnehmerInnen konnten sich wechselseitig über ihre Arbeit informieren und austauschen, bestehende Freundschaften und Kooperationen wurden vertieft und neue Partnerschaften und Projekte geplant. So wurde der institutionalisierte Austausch von Medieneinheiten – in der Regel bereits digitalisiert – vereinbart, um verstreute Bestände zumindest virtuell wieder an einem Standort zusammenzufassen. Die Kollationierung wird wechselseitig wahrgenommen, wobei die Bibliothek mit dem größten Teilbestand in der Regel die Federführung übernehmen wird.

Digitale Bibliotheken entwickeln sich auch in Polen sehr dynamisch, die Wissenschaftler Europas werden davon profitieren. Dabei ist es zweitrangig, ob die Digitalisate in Polen, in Deutschland oder in der Europeana digitalisiert und vorgehalten werden.



Wolfgang Keßler beim Vortrag und Bernhard Kwoka

Allenfalls der zentrale Nachweis – die Auffindbarkeit – aller digitalisierter Quellen und Texte bleibt ein Desiderat, das mit der Symbiose nationaler digitaler Repositorien mit der Europeana einer Lösung zugeführt werden wird.

Eigentlich verbietet sich die Quantifizierung von Ergebnissen einer wissenschaftlichen Tagung, bei der ideelle Ziele im Zentrum stehen müssen. Dennoch bleibt festzuhalten, dass die angestrebte Zahl der TeilnehmerInnen übertroffen wurde, obwohl die Anreise nach Lodz/Łódź nicht ganz problemlos ist. In Polen vereinbarte Kooperationen führten inzwischen schon zu ersten Ergebnissen (z.B. konnte die im Banat erschienene Zeitschrift „Von der Heide“ digitalisiert und an DiFMOE übergeben werden), für die 2013 vorgesehene Nachfolgeveranstaltung liegen bereits Einladungen mehrerer polnischer und auch einer ungarischen Bibliothek vor; auch eine nochmalige Tagung in Liberec/Reichenberg wurde von den dortigen Partnern vorgeschlagen. Für die nächste internationale Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa (ABDOS), die die von der MOB berücksichtigten Regionen ebenfalls abdeckt, liegen inzwischen Einladungen aus Minsk, Breslau/Wrocław und ebenfalls Lodz/Łódź vor. Die Zusammenarbeit hat sich bewährt und wird fortbestehen. Die Integration des Verbundkatalogs östliches Europa und damit der Fragestellungen im Zusammenhang mit deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa in die übergeordneten Strukturen ist unbestritten, muss allerdings durch eine Fortsetzung der Maßnahmen konserviert und ausgebaut werden.

Erdmute Lapp

Arbeitsaufenthalt in der UB Wrocław 23. – 28.09.2011

Vom 23.-28.09.2011 hatte ich erneut die Möglichkeit, die Bibliothek unserer Partneruniversität Wrocław im Rahmen der Partnerschaft zwischen unseren Universitäten zu besuchen.

Die Tage in Wrocław waren erfüllt mit Informationen, Gesprächen und Kultur. Auch haben die Direktorin der UB Wrocław, Grażyna Piotrowicz, und ich an unserem gemeinsamen Vortrag *„Wie Bibliotheken deutsch-polnische Partnerschaften unterstützen können: die Universitätsbibliotheken Bochum und Wrocław"* gearbeitet für die Tagung DigiBibs, Deutsche Digitale Bibliothek und biblioteki cyfrowe – Deutsche und polnische Bibliotheken auf dem gemeinsamen Weg in die Europeana, die die Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, in Kooperation mit der Universität Łódz vom 10.-12.10.2011 in Łódz durchführen wird (s. den vorangegangenen Artikel). Es waren sonnige Altweibersommertage, an solchen Tagen ist der Aufenthalt im Stadtzentrum mit dem malerischen Rynek eine besondere Freude.

In der UB Wrocław konnte ich mich über die Hochschulbibliographie informieren, die mittlerweile 70 000 Titel verzeichnet und demnächst online zur Verfügung stehen soll, und Informationen über die Hochschulbibliographie der RUB mitteilen. In den Spezialsammlungen *Auf dem Sande / Na Piasku* hat der Abteilungsleiter der Abteilung für Dokumentation des kulturellen Erbes, Adam Jurek, die aktuellen Forschungsprojekte vorgestellt:

- Schlesisches Ikonographisches Archiv (Projektlaufzeit 15.03.2007-14.10.2011)
  Projektergebnis ist eine Datenbank mit ca. 18 000 Fotos von ca. 9 000 Objekten, die mit umfassenden Beschreibungsdaten verknüpft sind.
- Interaktive multimediale Bibliographie zu Schlesien (Projektlaufzeit 01.06.2008-31.03.2012)
- Ornamenta Poloniae Mediaevalia – Mittelalterliche Kunst auf dem Gebiet Polens: Katalog der Formen und Details im europäischen Vergleich (Projektlaufzeit 01.08.2009-31.07.2012)

Außerdem koordiniert die Abteilung zwei Digitalisierungsprojekte aus Projektmitteln:

- Erbe der Region und Europa:
  Zimelien aus der Universitätsbibliothek Wrocław (Projektlaufzeit 01.02.2010-30.04.2012)
- Imago Silesiae Inferioris online: Karten, Pläne und Ansichten von Niederschlesien aus der Sammlung der Universitätsbibliothek Wrocław (Projektlaufzeit 01.02.2010-30.04.2012)



Grażyna Piotrowicz und Erdmute Lapp (v.l.)

Dr. Dariusz Przybytek, der für die Kartenabteilung verantwortlich ist, hat mir ein Multimedia-Kartenprojekt zur Geschichte Mittel-/Osteuropas demonstriert, das er im Auftrag des Deutschen Kulturforums Östliches Europa erstellt hat.

Am 28.09. konnte ich bei der Eröffnung der neuen Bibliothek der Uniwersytet Ekonomiczny we Wrocławiu (Wirtschaftsuniversität Wrocław mit dem Niederschlesischen Zentrum für Wirtschaftsinformation) dabei sein. Zwei junge engagierte Mitarbeiter der Bibliothek der Wirtschaftsuniversität haben mir und einem Kollegen aus der Universitätsbibliothek Wrocław den Neubau mit Freihandmagazinen präsentiert und als Kontrast auch die Ausleihverbuchung und die Magazine im alten Gebäude gezeigt. Das neue Bibliotheksgebäude verfügt über Freihandmagazine für ca. die Hälfte des Bestandes auf drei Ebenen; der Bestand wurde für die Präsentation in frei zugänglichen Lesesälen erschlossen und bearbeitet. Der selten genutzte Bestand ist in Kompaktmagazinen im Keller des Neubaus untergebracht. Neben dem UB-Bestand ist im Neubau auch ein von der Europäischen Kommission gefördertes Niederschlesisches Zentrum für Wirtschaftsinformation untergebracht. Wir konnten uns über Bibliotheksbau und Ausstattung der Bibliothek als Lernort austauschen: Der Neubau der UB Wrocław soll Ende des Jahres 2011 fertiggestellt werden. Über Mittel für Ausstattung und Möblierung

in einem Umfang, der den Aufwendungen der Wirtschaftuniversität vergleichbar wäre, wird sie aber voraussichtlich nicht verfügen. Die UB Bochum arbeitet schon längere Zeit an den Planungen für eine Lernlandschaft. Außerdem hat sie einen Teil ihres selten



Rynek/Ring bzw. Marktplatz in Breslau

genutzten Zeitschriften-Bestandes ausgelagert und plant auf der gewonnenen Fläche einen modernen Lesesaal.

Nach der feierlichen Eröffnung des Bibliotheksneubaus waren die Direktorin der UB Wrocław, Grażyna Piotrowicz, und ich zu der Inauguration des akademischen Jahres an der Wirtschaftuniversität Wrocław eingeladen. Hier fiel mir sehr positiv auf, dass die Bibliothek im Bewusstsein der Universität zu sein scheint: die Bibliothekare unter den Gästen wurden individuell begrüßt, und die Direktorin und ihr Team wurden für die Leistungen, die mit dem Umzug in das neue Bibliotheksgebäude verbunden sind, ausgezeichnet.

Von den inspirierenden kulturellen Veranstaltungen, an denen ich in Wrocław teilnehmen konnte, möchte ich zunächst die Ausstellung „Gdzie wschodi słońce i kędy zapada“ (Wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht) zum 100. Geburtstag des polnisch-amerikanischen Autors, Übersetzers, Kritikers Czesław Miłosz (1911-2004, Nobelpreis für Literatur 1980) nennen, die die UB Wrocław aus ihren Beständen zusammengestellt hat. Die Ausstellung hat mich besonders beeindruckt, weil sie in einer begrenzten Anzahl von Vitrinen eine Vielzahl von Informationen zur litauischen / polnischen / europäischen Geschichte und Kultur des 20. Jahrhunderts bündelt.

Ich konnte an zwei Konzerten teilnehmen, die beide auf gelungenen internationalen Kooperationen basierten. Am 24.09.2011 fand in der Aula Leopoldina der Universität Wrocław das Konzert Opera & Muzy-

Aula Leopoldina der Universität Breslau/Wrocław

ka Dalniego Wschodu / Oper und Musik des Fernen Ostens statt, eine Gemeinschaftsarbeit des Chors Lirio aus Osaka und dem Chor Ars Cantandi der Wirtschaftuniversität Wrocław. Das Publikum brachte den japanischen und polnischen Solisten und Dirigenten große Mengen von Sonnenblumen und roten Rosen auf die Bühne; diese Geste haben alle als Zeichen von solidarność mit Japan verstanden.

Ein weiteres unvergessliches Konzert gab das Bundesjuristenorchester unter dem Dirigenten Klaus-Peter Modest (das Orchester wurde 2002 von dem Essener Anwalt Dr. Frank Roeser gegründet) mit dem



jungen polnischen Pianisten Gracjan Szymczak am 25.09.2011 im Oratorium Marianum der Universität Wrocław.

Außerdem hatte ich Gelegenheit, am Auftakt der internationalen Tagung *Juden in Schlesien* teilzunehmen, die vom Institut für Geschichte der deutschen Juden, Hamburg, vom Willy-Brandt-Zentrum für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław und vom Leo Beck Institute, New York / London / Jerusalem organisiert und von der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung gefördert wurde. Auf dem Eröffnungsempfang, zu dem der Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Wrocław geladen hatte, hatte ich Gelegenheit, Herrn Prof. Dr. Arno Herzig vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg, kennenzulernen, der einen der Eröffnungsvorträge gehalten hat. Professor Herzig hat in den frühen 1970er Jahren an der Ruhr-Universität Bochum gelehrt, er hat die besten Erinnerungen an die wilden Bochumer Jahre; er nutzt die Bestände der Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, für seine Forschungen. Passend zum Thema der Tagung habe ich den alten jüdischen Friedhof besucht, auf dem Ferdinand



Lasalle, die Eltern Edith Steins und andere große deutsche Juden beerdigt sind.

Ich danke Grażyna Piotrowicz und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern dafür, dass ich auch in diesem Jahr an ihrer Arbeit teilhaben durfte, für die Gespräche und den Austausch; ich danke den Internationalen Büros unserer Universitäten für die Unterstützung und Organisation und unseren Universitäten /Rektoren, die den Bibliotheken ermöglichen, die Universitätspartnerschaft mitzugestalten.

Neue Publikationen

1. Bibliographie

Peter Drews: Die tschechische Rezeption deutscher Belletristik 1900-1945. – München - Berlin: Verlag Otto Sagner, 2011. – T. 1 = 249 S.; T. 2 = 1 CD – (Slavistische Beiträge; 480) – ISBN 978-3-86688-125-9 – Brosch. – € 38,00

Seit zwei Jahrzehnten legt der Verfasser immer wieder nützliche bibliographische Sammlungen vor, die Forschungsmaterialien erschließen: Grundlagenforschung im besten Sinn, mit der er immer wieder Neuland betritt. Das gilt auch für seine neue Arbeit, die zeitlich an seine „Tschechischen Übersetzungen deutscher Belletristik 1771-1900" (Dresden 2007; vgl. die Rezension in ABDOS-Mitteilungen 28.2008, Nr. 1, S. 36-37) anschließt. Im ersten, gedruckten Teil bietet er, in die Zeiträume 1900 bis 1918, 1919 bis 1938 und 1939 bis 1945 gegliedert, eine Überblicksdarstellung der Übersetzungen aus dem Deutschen ins Tschechische nach den Gattungen (Lyrik, Prosa, Drama) sowie „Umfassenden Darstellungen der deutschen Literatur". Die jeweiligen Übersichtsdarstellungen bieten vorzügliche Orientierungen und erschließen in geeigneter Weise das gewaltige hier erfasste Material. Sie sind lesenswert, auch wenn sich die Rezeption deutschsprachiger Belletristik im tschechischen Sprachraum „keineswegs allein an inhaltlichen oder ästhetischen Kriterien" orientiert hat: „Sie folgte in ihrer Gesamtheit in erheblichem Maße auch den politischen Rahmenbedingungen" (S. 229) und bevorzugte die deutsche Literatur in keiner Weise besonders. Der bibliographische Teil wird, als „Teil 2" gekennzeichnet, auf einer CD als PDF-Datei geliefert, die auf den Seiten 16-322 immerhin 5624 selbstständig und – vor allem in einer großen Zahl systematisch ausgewerteter Zeitschriften – unselbstständig erschienen ist. Register der tschechischen Titel und der Personennamen erschließen diesen Teil, der, wie die Wiedergabe der Rückseite des Titelblattes ausweist, „auf alterungsbeständigem Papier" erstellt worden ist. Die Forschung braucht solche Grundlagenarbeiten, die langfristig wichtiger sind als noch so originelle Monographien zu Spezialthemen.

W.K.

2. Buch- und Bibliothekswesen, Information

Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken / hrsg. vom Verein Deutscher Bibliothekare. – **Bd. 64. 2011/12**. – Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2011. – 582 S. – ISSN 0075-2223 – ISBN 978-3-447-06505-4 – Geb – € 84,00

Das jedes zweite Jahr erscheinende „Jahrbuch" ist seit 1902 ein unentbehrliches Nachschlagewerk und eine wichtige – in seinen älteren Jahrgängen historische – Dokumentation der deutschen wissenschaftlichen Universal- und Spezialbibliotheken, dazu der öffentlichen Bibliotheken mit wissenschaftlichen Sammlungen wie der *Stadtbibliothek Mönchengladbach* (Nr. 407) mit der Bibliothek des 1933 aufgelösten *Volksvereins für das Katholische Deutschland* und der sich durch wesentliche Altbestände auszeichnenden Franziskanerbibliothek. Verzeichnet werden auch Bibliotheken von wissenschaftlichen Einrichtungen wie die *Nordost-Bibliothek am Nordost-Institut* Lüneburg (377), sind aber – ähnlich wie Archivbibliotheken, bei denen zum Beispiel die Bibliotheken des Bundesarchivs fehlen, und Museumsbibliotheken – nicht flächendeckend verzeichnet: Die über durchaus relevante Bestände verfügende Bibliothek des *Bundesinstituts für deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa* in Oldenburg fehlt zum Beispiel. Relevante Firmenbibliotheken scheinen auf dem Rückzug zu sein: Die früher für Chemie und Pharmazie bedeutende Werksbibliothek der *Bayer AG* hat sich als Kekulé-Bibliothek als „virtuelle Werksbibliothek [...] ohne physische Bestände" (S. 192) weiter (vielleicht auch zurück) entwickelt. 607 Bibliotheken werden erfasst und nach Größe, Unterhaltsträger und speziellem Sammelgebiet bzw. Sondersammlung vorgestellt. 2006 waren es noch 697.

Wichtig ist auch „Teil B: Einrichtungen für das wissenschaftliche Bibliothekswesen in Deutschland" von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* (608) über das *Kompetenznetzwerk für Bibliotheken* (KNB, 609) bis zu den Bundes- und Landesministerien mit Angabe der zuständigen Fachreferate. Verbundsysteme, Fachzentralkataloge und Ausbildungseinrichtungen folgen. Bei den *Fachzentralkatalogen* hätte man sich den Hinweis gewünscht, dass der *Gesamtkatalog Ostmitteleuropa* (639) seit 1995 nicht mehr weitergeführt wird und dass er teilweise zumindest vom *Verbundkatalog östliches Europa* fortgeführt wird, den man allerdings auch unter der federführenden *Martin-Opitz-Bibliothek* in Herne (289) nicht findet. Unter C stellt sich der für die Herausgabe verantwortliche *Verein Deutscher Bibliothekare* (VDB) vor, unter D findet man „Bibliothekarische Vereinigungen und Zusammenschlüsse", unter den „sonstigen" auch die *ABDOS* (665). Bei den „ausländischen und internationalen Verbänden und Vereinigungen" (E) ist unter „einzelne Länder" nicht einmal die gesamte EU präsent, aus Osteuropa nur *Magyar Könyvtárosok Egyesülete* (698). Das „Personenverzeichnis" (F) ist nützlich, das „Register der Institutionen" hilfreich.

Seit 2007 wird das gedruckte Jahrbuch durch eine elektronische Version ergänzt, die im Mitgliederbereich des VDB-Webauftritts zugänglich ist. Die punktuelle gedruckte Bestandsaufnahme hat ebensolchen Wert wie die aktuell gehaltene Datenbank. Das „Jahrbuch" hat allerdings einige Lücken: Außer manche Archiv-, Museums- oder Institutsbibliotheken sucht man zum Beispiel vergebens die *Deutsche Digitale Bibliothek* oder die *Europeana*. Man findet zwar die *KIT-Bibliothek* in Karlsruhe (306), nicht aber den *Karlsruher Virtuellen Katalog.* Der Nachweisteil wird offensichtlich nur durch Fortschreibung der vorhandenen Eintragungen weitergeführt und scheint weniger gepflegt zu werden als der – für den herausgebenden VDB als Bibliothekar(innen)verband selbstverständlich zentral wichtigen – Personalteil. Die systematische Durchsicht auf (nur idealtypisch anzustrebende) Vollständigkeit wäre nötig, damit dieses wichtige, aber eben nicht vollständige Nachschlagewerk seinen Wert behält. In einem föderalen System, das „überregionale Aufgaben des deutschen Bibliothekswesens in dezentraler Form" erledigt und damit

auch nur „unverzichtbare Dienstleistungen für das gesamte Bibliothekswesen" sichern will (S. 300 zum KNB), das nur über eine kooperative und damit nur virtuelle Nationalbibliothek verfügt, eine bei allen Defiziten im Detail wesentliche Schnittstelle wie das Deutsche Bibliotheksinstitut ersatzlos aufgegeben hat und in der Lage ist, eine zukunftsnotwendige Einrichtung wie die *Deutsche Digitale Bibliothek* im Gerangel zwischen Bund und Ländern unverantwortlich unterzufinanzieren, muss man dem VDB danken, dass er als Berufsverband dieses wichtige und unentbehrliche Jahrbuch herausgibt.

W.K.

Rainer Strzolka: Handbuch der Kulturzerstörung: zehn Gebote, wie man eine funktionierende Kultureinrichtung gegen die Wand fährt oder: Wie man aus einer Bibliothek eine Wüstenei macht. – Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen, 2010. – 359 S. – ISBN 978-3-940862-17-4 – Kart. – € 28,50

Selbstverständlich ist dieser Text polemisch gemeint: „Er klagt nicht. Er ermuntert, das große Zerstörungswerk, welches unsere Politiker begonnen haben, zu perfektionieren und in den Alltag der eigenen Existenz hineinzutragen" (S. 13). Der Autor, Fachbuchautor, Kulturjournalist und Photograph, gibt seiner Trauer über die offensichtliche Kulturzerstörung, gibt seinen laufenden Verlusterfahrungen sarkastischen Ausdruck, der das verdeutlicht, was Bibliotheksverbände und Kulturorganisationen seit Jahren analytisch beschreiben, ohne den offensichtlichen oder drohenden Schaden wirklich abzuwenden. In aus ca. 90 kurzen aufeinander aufbauenden, durch eigene Fotografien illustrierten Kurztexten beschreibt er „Kultur-Ruin als erfolgreiches politisches Prinzip" und entlarvt dabei nicht nur politische Rethoriken, sondern entdeckt auch „Digitalisierung" als „zentrales Kriterium für Selbstauflösung" (S. 59): „Die Digitale Revolution ist politisch gewollt. Sie ermöglicht eine fast vollständige Kontrolle über das Individuum, und sie vernichtet historisches Wissen [...]. Digitalisierung ermöglicht Zensur in einem bislang vollkommen unbekannten Ausmaß" (S. 63). Strzolka entlarvt gängige Sprachgebräuche wie vom Bibliotheksnutzer als „Kunden": „Kunden müssen zahlen. Die Sprachregelung, Bibliotheksgäste als Kunden zu behandeln, ist angeordnetes Ziel unserer Politiker" (S. 188). Er entwickelt eine weite Perspektive, in der Kultur-, Bildungs- und Hochschulpolitik exemplarisch für den Zustand der deutschen Gesellschaft erscheinen: „Vielfach wird heute mehr Wert darauf gelegt, das Image eines Produktes zu verbessern, als seine Qualität. [...] Qualität ist sekundär, *stylishness* primär" (S. 131). Man vermisst nur einen Hinweis auf das im Verwaltungsdenken immer stärker grassierende, möglicherweise auf einen Primitivmarxismus zurückgehende Denken von Quantitäten als Qualitäten, bei dem Stachanov und Hennecke grüßen, denken wir nur an bibliometrische Verfahren zur Messung wissenschaftlicher „Leistung". Im zweiten Teil (S. 199-346) bietet Strzolka eine „Handreichung" zur „Praxis der Kulturzerstörung [...] unter besonderer Berücksichtigung des Bibliotheksruins" in „zehn Geboten" von der Ruinierung von Umfeld und Gebäude, Personalabbau und falscher Mitarbeiterführung über die „Bestandsoptimierung" bis zu „Vergotte die Technik!" und fasst so pointiert die Erfahrungen zusammen, die Bibliothekarinnen und Bibliothekare immer wieder machen. Er zeigt aber auch das Zusammenspiel von sich auf „Sachzwänge" zurückziehender Politik, die zwar dem Tierschutz (Grundgesetz § 20a), aber nicht dem Kulturstaatsgebot Verfassungsrang zubilligt, und bibliothekarischer Modernisierungsanpassung.

„Bibliotheken sind wunderbare Orte", lautet das Credo des Autors, und sie sind wichtig für den Fortbestand der freiheitlichen Demokratie. Seine aus Trauer und Sorge mit Sarkasmus geschriebene Polemik weist auf eingetretene Verluste und Gefahrstellen. Strzolkas „Handbuch" ist eine Aufforderung zu Vorsicht und Wachsamkeit – und zu einer offensiven Standortbestimmung von „Bibliothek" in einer sich digitalisierenden – und damit sich in die Gefahr der Entmündigung begebenden Gesellschaft: Eine Pflichtlektüre für Modernisierungsanpasser und ihre Gegner – und ein geeignetes Geschenk für Kulturpolitiker.

W.K.

4. Osteuropaforschung

Baltikum

Memel als Brücke zu den baltischen Ländern: Kulturgeschichte Klaipėdas vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert / hrsg. von Bernhart Jähnig. – Osnabrück: fibre, 2011. – 246 S. – (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung; 26) – ISBN 978-3-938400-76-02 – Geb. – € 36,00

Rezension s. u. - 13 / Kulturgeschichte

Ostmitteleuropa

Einrichtungswerk des Königreichs Hungarn (1688-1690) / hrsg. von János Kalmár und János J. Varga. Einleitung von János J. Varga. Anm. u. dt. Fassung von János Kalmár. – Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010. – 514 S. – (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa; 39 = Quellen; 1) – ISBN 978-3-515-09778-9 – Geb. – € 68,00

Das 1688 bis 1690 ausgearbeitete „Einrichtungswerk" war die grundlegende Denkschrift (in S. 9 der Einleitung ungenau aus dem Ungarischen übersetzt „Erinnerungsschrift") der habsburgischen Politik und Verwaltung zur Neugestaltung des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebens des von den Osmanen zurückeroberten Ungarn, zugleich Bestandsaufnahme und Planungsvorgabe vom „Ecclesiasticum" einschließlich der „rezipierten" und der geduldeten Konfessionen über das „Politicum" (von Siedlung und Wirtschaft bis zum Sanitäts- und Feuerlöschwesen) und das „Militare" bis zum „Camerale" von der Rückgabe des Grundbesitzes bis zur Regelung der Staatseinnahmen. Mit den Vorarbeiten für die Edition dieses grundlegenden Dokuments für die Geschichte des Königreichs Ungarn im 17. und 18. Jahrhundert, dessen Original beim Brand des Wiener Justizpalastes zerstört worden ist, hatte bereits in den 1920er Jahren der

Rechtshistoriker Béla Baranyai (1881-1945) begonnen, seine Vorarbeiten liegen dieser Edition zugrunde (vgl. die Text- und die Forschungsgeschichte in der von János J. Varga verfassten Einleitung, S. 78-83). Hier fasst der Autor die Geschichte des osmanischen Ungarn und seines Erbes, die unterschiedlichen Regierungsprojekte aus den Jahren 1687 bis 1701 und die „Versuche der Verwirklichung des *Einrichtungswerkes* (1689-1723)" nach dem aktuellen Stand der ungarischen Forschung kenntnisreich zusammen. Der Text ist sehr ordentlich aus dem Ungarischen übersetzt, hätte allerdings von der sprachlichen Durchsicht durch einen deutschen Muttersprachler stilistisch wie terminologisch (u.a. S. 15: „Deutschritterorden", S. 34: „Hörigpforten", S. 300: „Lutheranen") profitieren können.

Die Herausgeber haben – leider ohne Nennung der jeweils einschlägigen Abschrift – auf der Grundlage von Baranyais Vorarbeiten die wesentlichen Textvarianten der sorgfältigen, wenn auch nicht textkritischen Edition wie den Sachkommentar in Fußnoten hinzugefügt. Ebenso ediert wurden die dem *Einrichtungswerk* ursprünglich beigefügten Dokumente (A – Z, S. 247-326), dazu „Mit der Diskussion des *Einrichtungswerkes* verbundene Akten" (S. 329-435) und „Mit der Durchführung des *Einrichtungswerkes* verbundene Akten" (S. 437-458), die vor einiger Zeit im Mährischen Landesarchiv in Brünn (Moravský zemský archiv v Brně) im Dietrichsteinschen Familienarchiv aufgefunden worden sind. Abschließend zeigt János Kalmár in einem kurzen Beitrag „Das Einrichtungswerk des Königreichs Hungarn und die Einrichtung des Temeswarer Banats im 18. Jahrhunderts" die Vorbildwirkung der Denkschrift bei der kameralistischen Einrichtung des neu eroberten Bereichs nach 1717 (S. 459-470).

Ein Orts- und ein Personenregister erschließen Einleitung und Quellenedition. Die Ansetzung der Ortsnamen erfolgt unter der deutschen, der lateinischen und der ungarischen Namensform (*Kolotschau* für *Kalocsa* – so auch im Text auf S. 30 und 40 – ist allerdings ein Hypergermanismus) mit eingearbeiteten Verweisungen auf die heutigen Ortsnamen vor allem in Kroatien, Serbien, der Slowakei und in Rumänien, für die aus unerklärlichen Gründen ein Eintrag im Registeralphabet fehlt (also kein Eintrag unter *Osijek*, *Levoča* oder *Baia Mare.* – Die Falschschreibung auf S. 36 *Varašdin* wird im Register unter *Varasd* korrekt als Varaždin wiedergegeben). Eine historische Karte wäre eine sinnvolle Ergänzung gewesen.

Mit dieser Edition liegt nach 90 Jahren Vorarbeiten eine insbesondere unter zwei Aspekten zentrale Quelle für das bis zur „Befreiung" in den Jahren 1685 bis 1688 osmanische Ungarn und das ebensolche Slawonien in einer vollständigen und für Forschung und Lehre brauchbaren Edition vor: Das „Einrichtungswerk" war Bestandsaufnahme und Planungsvorgabe für die habsburgische Politik. Insbesondere die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Forschung über Ungarn und Slawonien im 17. und 18. Jahrhundert wird davon profitieren.

W.K.

Daniel Teresa Konieczny: Polnisches Kulturleben in Schlesien (1750-1850). – München-Berlin: Verlag Otto Sagner, 2010. – 323 S. – (Slavistische Beiträge; 475) – ISBN 978-3-86688-113-6 – Brosch. – € 36,00

Ziel dieser Freiburger Dissertation war, „das polnische Kulturleben in Schlesien, insbesondere in der tonangebenden schlesischen Hauptstadt Breslau, in der Zeit von 1750 bis 1850 in seinen verschiedenen Ausdrucksformen zu untersuchen" (S. 13). Im Mittelpunkt der Darstellung stehen „Breslau als Zentrum des polnischen Kulturlebens" (S. 49-140) sowie „Deutsch-polnische Literaturbeziehungen in Schlesien" (S. 141-241). „Schlesien" meint dabei das – im Unterschied zum auf den Kreuzburger Raum katholischen und mehrheitlich polnischsprachigen Oberschlesien – überwiegend protestantische und deutschsprachige Niederschlesien (vgl. den instruktiven Überblick im ersten Kapitel). Während die deutsche Forschung zum preußischen Schlesien den tendenziell abnehmenden, sich immer mehr auf Sprachinseln reduzierenden polnischsprachigen Bevölkerungsteil Niederschlesiens spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend ignoriert hat, hat die polnische Forschung vor allem nach 1945 jedes kleinste Phänomen von Polonizität herausgearbeitet. Im Breslaukapitel arbeitet Konieczny die vermittelnden Persönlichkeiten heraus, die Lehrer an der bis 1766 in der Stadt arbeitenden Schule und die Rolle des Polnischen als Fremdsprache an den Gymnasien, die Rolle Georg Samuel Bandtkes (1768-1835) in seiner Breslauer Tätigkeit 1798 bis 1811, die Gruppierungen polnischer Studenten und der – überwiegend für den Export bestimmte (S. 255) polnische Buchdruck in der schlesischen Hauptstadt – stehen im Mittelpunkt ihrer Darstellung. Zu den Literaturbeziehungen geht die Autorin auf Polnischlehrbücher und Grammatiken, Übersetzungen deutscher Literatur ins Polnische ein, vom protestantischen Kirchenlied und Gebrauchsliteratur über Kinder- und Jugendliteratur bis zur „Belletristik für Erwachsene". Die „Publikationen polnischer Literatur in deutscher Übersetzung" (S. 230-241) gehören dagegen in den Kontext des deutschen Kulturlebens. Unter der Kapitelüberschrift „Begegnungen polnischer Intellektueller mit Schlesien" (S. 242-254) referiert Konieczny aus Reiseberichten polnischer Autoren überwiegend von der Durchreise durch Niederschlesien, bevor sie „Die Haltung der deutschsprachigen Medien und deutschen Intellektuellen in Schlesien gegenüber Polen" zusammenfasst und unter anderem zeigt, dass es in der Regel äußere politische Ereignisse gewesen sind, die Interesse geweckt haben und die vormärzliche deutsche Polenbegeisterung in Schlesien vergleichsweise gering ausgeprägt war.

Bei einer slawistischen Dissertation wird man nicht unbedingt eine genauere sozialgeschichtliche Verortung erwarten können. Sekundärzitate, die Autoren Äußerungen aus dreibändigen Werken ohne genaue Zitation zuweisen, sollten nicht nur dann vermieden werden, wenn die zitierte Ausgabe (hier S. 272, Anm. 1234, Heinrich Laube: Das erste deutsche Parlament. 3 Bd. Leipzig 1849) über ein Sachregister verfügt, dem man leicht entnehmen kann, dass die Polenfrage in Bd. 1 (S. 70ff.) und Bd. 2 (S. 159ff.) behandelt wird. Die Autorin hat ihre Information offensichtlich dem in Anm. 1238 auf derselben Seite zitierten Aufsatz von Kosellek entnommen, der aber eine andere Ausgabe, die allerdings mit Angabe der Belegstelle zitiert. Nationale Kollektivbezeichnungen wie „die Polen" (S. 271) sollten vermieden werden. Trotz solcher Mängel und Bedenken liest man die dankenswerterweise durch ein

Personenregister erschlossene Arbeit, die in gelungener Weise den polnischen Forschungsstand zusammenfasst, mit Gewinn.

W.K.

Ritualisierung politischer Willensbildung: Polen und Deutschland im hohen Mittelalter / hrsg. von Wojciech Fałkowski, Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter. – Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2010. – XII, 275 S. – (Deutsches Historisches Institut Warschau: Quellen und Forschungen; 24) – ISBN 978-3-447-06389-0 – Ln. – € 42,00

Im vorliegenden Band, das Ergebnis der zweiten gemeinsamen Tagung deutscher und polnischer Mediävisten im Mai 2008 in Speyer, findet man nach den Grußworten zunächst anlässlich der Verleihung der *Lux-et-Laus-Medaille* der polnischen Mediävistenvereinigung an Gerhard Oexle etwas unerwartet Klaus Ziemers Festvortrag „Polens Selbstverständnis aus seiner Geschichte", in der der damalige Direktor des *Deutschen Historischen Instituts Warschau* nach einem Überblick der Gesamtgeschichte Polens instruktiv vor allem auf die aktuelle Diskussion eingeht.

13 Beiträge in fünf Sachgruppen dokumentieren danach die eigentliche Tagung: Zum Thema „Königsherrschaft" bezieht Gerd Althoff („Kommunikation des [deutschen] Königs mit den Fürsten") aus den Quellen den Friedensschluss zwischen Bolesław Chrobry und Heinrich II. 1013 in Merseburg in seine Darstellung ein. Martin Kinzinger untersucht „Krönung und Konsens" in Frankreich und im deutschen Reich im Spätmittelalter. Zur „fürstlichen Herrschaft" trägt die polnische Seite mehr bei: Antoni Barciak untersucht die Funktionsweise der „Tage", der ständischen „Volksversammlungen" und Beratungen, im Beisein des Herzogs in Polen während des 13. Jahrhunderts, Zbigniew Dalewski die Wandlungen des Rituals der Herzogserhebungen durch polnische Herrscher um das Jahr 1200, Tomasz Jurek mit umfangreichem Anmerkungsapparat „Ritual und Technik der sozialen Kommunikation zwischen Landesherrn und Gesellschaft in Polen" im 13. mit Ausblicken auf das 15. Jahrhundert und die Auswirkungen der zunehmenden Bedeutung der schriftlichen Kommunikation. Gerald Schwedler untersucht anhand kunstgeschichtlicher Befunde die *concilia* der deutschen Fürsten und Kurvereine im Spätmittelalter bis zur *Goldenen Bulle* (1356) als „Inszenierung des Reiches".

Ritualisierung und symbolische Handlungen bestimmten auch die anderen Bereiche der damaligen „Gesellschaft": Gelehrte und Universitäten, Städte sowie „Kirche und Orden". Unterschiedliche Mechanismen und Rituale der Macht an der spätmittelalterlichen Universität umreißt Robert Gramsch. Ein ähnlich buntes Spektrum von der formellen Teilnahme am öffentlichen Leben bis zur Politikberatung entwirft auch Krzysztof Ożóg zur „Teilnahme" der Universität Krakau „am öffentlichen Leben des jagiellonischen Königreiches". Henryk Samsonowicz hält sich zur Frage „Wer herrschte über die Stadt im Mittelalter?" vergleichsweise allgemein. Ratswahl und städtische Gerichtsbarkeit stellt Peter Schuster mit Beispielen aus dem deutschen Reich in den Mittelpunkt seiner Darstellung von „Ritualen und Willensbildung bei kommunalen Versammlungen". Als Ergebnis der Untersuchung des Verhältnisses zwischen „königlicher Herrschaft und kirchlichen Gemeinschaften im spätmittelalterlichen Polen" stellt Andrzej Radzimiński fest, dass die Könige, die dabei in wachsendem Maße finanzielle Interessen verfolgt haben, bei Domkapiteln häufiger als Stifter fungiert haben, bei den Kollegiatskapiteln allerdings keine bedeutende Rolle gespielt haben. Jörg Sonntag untersucht die Rituale der Entscheidungsfindung in mittelalterlichen Klöstern und Orden „zwischen Transparenz und Immanenz". Für das gesamte Mittelalter untersucht abschließend Thomas Wünsch, der einzige Polonist unter den hier vertretenen deutschen Mediävisten, „Partikularsynoden als Instrument der politischen Willensbildung in der polnischen-litauischen Adelsrepublik" bezüglich des Verhältnisses von „Ritual und Politik" unter den Aspekten der „kirchlichen Zwecke" und des „reichen politischen Innenlebens" (S. 256, 257). Abschließend fasst Stefan Weinfurter die Ergebnisse des Bandes systematisch unter den Gesichtspunkten der Stufen der politischen Willensbildung und ihrer Ritualisierung, von „Institutionen, Gruppen und Funktionen" sowie der Symbole unter Herausarbeitung der Unterschiede zwischen dem alten deutschen Reich und Polen zusammen.

Ritualisierung von Herrschaft und deren Symbole stehen neuerdings verstärkt im Focus von Mediävistik und Frühneuzeitforschung. Der Tagungsband bietet dazu zahlreiche Anregungen aus der deutschen und der polnischen Forschung.

W.K.

Nikolaus Olaf Siemaszko: Das oberschlesische Eisenhüttenwesen 1741-1860: ein regionaler Wachstumssektor. – Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2011. – 410 S.; 1 CD – (Regionale Industrialisierung; 6) – ISBN 978-3-515-09800-9 – Karz. – € 73,00

Oberschlesien war nach der Eroberung 1741 eine der drei wichtigen Montanregionen Preußens und 1871-1945 des Deutschen Reiches. Der Vf. untersucht in seiner 2009 eingereichten Kölner Dissertation aus den Quellen, der zeitgenössischen wirtschaftlichen und technischen Fachliteratur sowie der deutschen und der polnischen Forschung die Rolle des Eisenhüttenwesens bei der Entstehung der oberschlesischen Montanregion, des bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus wichtigsten Wachstumszentrums des preußischen Staates. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte sich in Schlesien ein vormodernes Eisenhüttenwesen etabliert, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts wesentlich durch staatliche Initiativen modernisiert wurde. Die eigentliche Modernisierung, der Übergang von der Holzkohle zur Steinkohle und zu Steinkohlenkoks zur Befeuerung der Hochöfen, wurde seit den 1830er Jahren insbesondere von Privatunternehmern getragen. Der sich seit den 1840er Jahren entwickelnde Markt für Eisenbahnmaterialien führte dann zur rasanten Expansion der oberschlesischen Hüttenindustrie, die sich wegen der dort abgebauten Steinkohle- und Erzvorkommen vor allem im Kreis Beuthen entwickelte, wo die oberschlesischen Magnaten in diesen Jahren zu Großindustriellen wurden.

Nach der Darstellung der Grundzüge der Entwicklung in den Jahren 1741 bis 1860 untersucht Siemaszko detailliert die Entwicklung der privaten Puddel- und Walzwerke 1832-1856 und vergleicht sie mit der Entwicklung der staatlichen Eisenhüttenwerke in der Region bis 1850. Er verbindet, untermauert durch zahlreiche statistische Daten (die beigefügte CD enthält ergänzende tabellarische Übersichten zu Hochofenbetrieben und Puddelwerken), überzeugend die technische mit der wirtschaftlichen Entwicklung im gesamten oberschlesischen Industriegebiet, analysiert die Kostenseite und die Renditen. Er geht nicht auf den Faktor Mensch ein, nicht auf die Folgen für die Siedlungslandschaft und die Demographie. Ein Orts- und Personenregister wäre hilfreich gewesen. Gerade in der thematischen Engführung auf die Wirtschaftsgeschichte in ihren technischen und ökonomischen Bedingungen überzeugt Siemaszko mit dieser für die Industrialisierungsgeschichte Oberschlesiens grundlegenden Arbeit, die zugleich einen wesentlichen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte Preußens und Deutschlands darstellt.

W.K.

From the Austrian Empire to Communist East Central Europe / ed. by Arnold Suppan and Maximilian Graf. – Berlin; Wien: Lit, 2010. – 195 S. – (Europa Orientalis; 10) – ISBN 978-3-643-50235-3 – Brosch. – € 24,90

Seit den 1970er Jahren unterhält das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung der Republik Österreich *Centers for Austrian Studies* mit der Aufgabe, Österreich- und Mitteleuropastudien in den Sitzstaaten zu fördern und österreichischen Studenten dort Forschungsmöglichkeiten zu bieten. Im ersten Teil des Bandes, für den das Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien verantwortlich zeichnet, werden nach der Selbstdarstellung des Instituts die Zentren an den Universitäten in Minnesota, Alberta, New Orleans, Budapest und Jerusalem mit ihren aktuellen Forschungen vorgestellt. Als Beispiele für diese Arbeit stellen im zweiten Teil („Articles") acht Autor(inn)en aus Wien, Jerusalem, New Orleans und Alberta ihre Arbeitsschwerpunkte vor: Die Militärgrenzsoldaten im 16. und 17. Jahrhundert (Hrvoje Šugar), „Empowerment: Great Powers, Jewish Philanthropy and European Identity" (Yochai Ben-Ghedalia), Österreich als Wiege der jüdischen Kunstgeschichte (Markus Helmut Lenhart), Österreich-Ungarn, die Kretakrise und die Botschafterkonferenz in Konstantinopel 1896 (Andreas Rathberger), die jüdische religiöse Erziehung in Wien 1918-1938 (Sara O.M. Yanovsky), „defeated masculinity" in den autobiographischen Erzählungen zweier österreichischer Wehrmachtssoldaten (Michael S. Maier), Österreich und die DDR 1949-1972 (Maximilian Graf) und „Czech Communist and Post-Communist Heroes in the Twentieth Century" (Josef Švéda). Die kurzen, oft auf Archivquellen zurückgreifenden Beiträge ergeben ein Bild der mit den Instituten verbundenen weitgespannten wissenschaftlichen Aktivitäten und machen neugierig auf mehr. Der Band informiert in gelungener Weise über Publikationen und die aktuelle Forschungstätigkeit in den Zentren für Österreichstudien.

W.K.

Osteuropa/Russland

Felix Ackermann: Palimpsest Grodno: Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt. – Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2010. – XVIII, 372 S. – (Deutsches Historisches Institut Warschau: Quellen und Forschungen; 23) – ISBN 978-3-447-06525-5 – Ln. – € 35,00

Ausgehend von der aktuellen Erfahrung der heute weißrussischen Stadt Hrodna mit ihrer russischsprachigen Öffentlichkeit und ihrer heute dort lebenden polnischen Minderheit macht sich der Autor auf der Grundlage der weißrussischen, polnischen, jüdischen und sowjetrussischen Überlieferung und Erinnerung mit guter Lokalkenntnis und großer Empathie an die Freilegung der historischen Schichten, die sich unter der scheinbar primär russischen Oberfläche der Stadt am Nemen in der Nähe des polnisch-litauisch-weißrussischen Dreiländerecks verbergen (ein Orientierungsplan neben den beiden Stadtplänen auf den Vorsatzseiten wäre nützlich gewesen). Er nutzt dabei lokale Quellen jeglicher Art von Archivquellen bis zur Lokalgeschichtsschreibung, Publizistik und Erinnerungskultur in Weißrussland, in Polen und in Israel, dazu gut 40 Interviews. Es gelingt ihm überzeugend, die konvergierenden nationalen Überlieferungen und Historiographietraditionen zusammenzuführen. Im Ergebnis legt Ackermann in seiner in der Schule Karl Schlögels entstandenen Dissertation die unterschiedlichen historischen Schichten der Stadtgeschichte seit dem Ersten Weltkrieg bis zur Auflösung der Sowjetunion offen und ordnet die Stadtgeschichte in die großen Zusammenhänge von Besatzungspolitik bis Sowjetisierung ein.

Ackermann beginnt seine Darstellung mit dem polnischen Grodno der Zwischenkriegszeit mit 1931 47 % mit polnischer und 40 % mit jiddischer Muttersprache innerhalb einer ländlichen Umgebung mit nach eigenem Bekenntnis 49,7 % polnischer und 41 % weißrussischer Muttersprache. Er zeigt die soziale und kulturelle Segmentierung der städtischen Räume der für die Region zentralen Stadt, die Spannungen zwischen Polen und Juden und die Bedeutung der Polonisierungspolitik bei gleichzeitiger Schwäche der weißrussischen Akteure, die wiederum nach der Angliederung des Gebiets an die Belorussische Sowjetrepublik 1939 in den Mittelpunkt der lokalen sowjetischen Propaganda rückte.

Problematisch waren bis in die Kriegszeit die Wechselwirkungen von religiösem Bekenntnis und nationaler Fremdzuschreibung, hatte sich doch die Landbevölkerung weitgehend nicht in nationalen Kategorien wahrgenommen und wurde jetzt, wenn sie orthodox war, als 'russisch' klassifiziert, im Falle des römisch-katholischen Bekenntnisses als 'polnisch', was es wiederum Juden erschwerte, sich als 'Polen' zu identifizieren und letztendlich die christlich-jüdische Konfliktlinie schärfer profilierte. Der Zwang, sich bei der jetzt verpflichtenden Ausstellung eines sowjetischen Personalausweises sich für eine Nationalität erklären zu müssen, verschärfte die nationale Segregation, auch wenn die „Weißrussifizierung" letztendlich keinen Erfolg hatte. Die deutschen Besatzer verifizierten jetzt Nationalität nach den nationalsozialistischen Rassenkriterien, vernichteten die einheimischen Juden bis auf wenige Überlebende und

fanden weißrussische Kollaborateure. Mit der Aussiedlung der wenigen überlebenden Juden und von zwei Dritteln der – noch einmal nach dem Volkslistenprinzip verifizierten – polnischen Bevölkerung erfolgte nach dem Krieg die „Emigration der Träger des lokalen Gedächtnisses". Mit der – als Modernisierung erfolgreichen – auch als Akkulturationsprozess zu begreifenden Sowjetisierung begann der Aufstieg der Weißrussen in der Stadt. Die Zuwanderer ließen in der Öffentlichkeit ihre weißrussische dörfliche Herkunft demonstrativ hinter sich und gingen zum Gebrauch des Russischen als Ausdruck der städtischen Lebensform über.

Es gelingt Ackermann gerade durch die Konzentration auf diese eine Stadt überzeugend, „exemplarisch Nationalisierung und Sowjetisierung als zwei unterschiedliche staatliche Aneignungsstrategien im Europa des 20. Jahrhunderts" (S. 326) und die Bedeutung des Zweiten Weltkriegs als „Geburtsstunde der Einschreibung moderner, weißrussischer Identitäten" (S. 327) zu verdeutlichen. Ein knapper Ausblick „Die Zukunft der lokalen Vergangenheit" beschließt diese Studie, die erfolgreich die lokale Geschichte mit den „großen" Entwicklungen verbindet und für beide wesentliche neue Erkenntnisse bietet. Warum Ackermann allerdings im Quellen- und Literaturverzeichnis die Druckorte nicht in der Ansetzungs-, sondern in der deutschen Namensform angibt, bleibt ebenso rätselhaft wie die Frage, warum er in das Register, das neben Personen- und – ebenfalls nur in der deutschen Namensform angesetzten – Ortsnamen auch lokale Örtlichkeiten wie „Schloss, Altes" und einzelne Straßen (unter dem polnischen Namen der Zwischenkriegszeit) erschließt, keine Ortsnamenskonkordanz eingearbeitet hat. Das stört, mindert aber nicht den Wert dieser gelungenen Untersuchung.

W.K.

Miriam Finkelstein: Im Namen der Schwester. Studien zur Rezeption der Regentin Sof'ja Alekseevna bei Katharina der Großen, Evdokija Rostopčina und Maria Cvetaeva. – München u.a.: Sagner, 2011. – 318 S. – ISBN 978-3-86688-058-0 – (Slavistische Beiträge hrsg. v. Peter Rehder Band 468) – € 36,00

Die anzuzeigende Arbeit zeichnet Mehreres aus. Sie ist hauptsächlich eine intelligente Verbindung von Gender- und Rezeptionsforschung. Darüber hinaus greift sie über im Thema angelegte Berücksichtigung von Geschichte und Literatur hinaus und zieht Kirchengeschichte, Kunst und Bildungsgeschichte in ihr Spektrum hinein. Das wiederum zeigt die Belesenheit der Autorin, die die Bibliographie (S. 262ff.) überzeugend dokumentiert. Das 1. Kapitel (S. 11ff.) bietet eine entsprechend solide Grundlage der Arbeit, auf der dem Titel der Untersuchung folgend jeder behandelten Gestalt ein mehrfach unterteiltes Kapitel gewidmet ist. 2. Sof'ja Alekseevna. Selbst- und Fremdinszenierungen einer Regentin (S. 57ff.) mit einem Exkurs „Offizielle und inoffizielle Rezeption Sof'ja Alekseevnas in den Jahren 1725-1761". 3. Die Entdeckung der Schwester. Katharina II. und Sof'ja Alekseevna (S. 97ff. mit einem Exkurs „Die Rezeption Sof'ja Alekseevnas im frühen 19. Jh." 4. Die Verteidigung der Schwester. Evdokija Rostopčinas Poem Monachinja (S. 170ff.) mit einem Exkurs "Die Rezeption Sof'ja Alekseevnas in historischen Romanen und in der bildenden Kunst der 1870er Jahre" und Il'ja Repins Sof'ja-Porträt. 5. Die Rückkehr der Schwester. Marina Cvetaevas Sof'ja-Trilogie (S.238ff.) Das Fazit 6 unter dem Titel „Die gerettete Schwester?" (S. 257ff.) zeigt noch einmal den die ganze Arbeit durchziehenden Blick auf die Schwester, der in aller Tiefe und Breite zu verstehen ist, über das familiäre Verständnis hinaus. Ein zweispaltig angelegtes Personenregister (S. 280ff.) hat Stichproben uneingeschränkt standgehalten. Da die literarischen Textgrundlagen der Untersuchung nicht allzu verbreitet sind, ist ein Anhang (S. 287ff.), der die Texte Katharinas II., Evdokija Rostopčinas und Marina Cvetaevas bietet, außerordentlich zu begrüßen.

Hauptskopus dieser Untersuchung ist die Literatur- und Kulturgeschichte, jedoch liegt es an der Position der Halbschwester Peters I., Sof'ja Alekseevna (1657-1704), dass die politische Geschichte Russlands grundlegend in den Blick gerät und nolens volens Peter I. unübersehbar präsent ist als Gestalt, an der sich die Geister scheiden.[1] Sof'ja Alekseevnas „sophiologischer" Staat als Gegenbild zum petrinischen Russland lässt eine politisch-historische Weichenstellung erkennen einer „wesentlich humaner(en)" Variante (S. 257) mit entsprechenden Folgen für die mögliche Rolle der Frauen in diesem Staat. Dem kann man tendenziell zwar durchaus zustimmen. Der deutsche Rez. des Jahrgangs 1929 gibt freilich zu bedenken, dass sich der Umgang mit der Macht erst dann wirklich zeigt, wenn man sie wirklich hat und ausübt, wobei über den persönlichen Bezug das entsprechende Mentalitätsumfeld zu berücksichtigen ist. Stökl[2] schildert die Verhältnisse eher nüchtern-zurückhaltend, während Torke[3] sich eher dem hier Dargestellten nähert. Einen „sophiologischen" Staat sieht der Rez. eher in der Utopie angesiedelt, während er jedem Staat sophiologische Elemente wünscht, wobei er die Berücksichtigung des sophiologischen Aspekts ausgesprochen positiv hervorhebt. Die Verf.in hat nicht nur intelligent Verbindungen hergestellt, sondern ist auch einsichtig in Tiefendimensionen der russischen Geschichte und Kultur eingestiegen. Ein „intelligenter" Dank wäre dafür angemessen, den freilich mehrere fachliche Seiten anregen, formulieren und aussprechen müssten, und das mehr als pflichtmäßig.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 Horst Brinkmann: Peter I. in der russischen Literatur, Gießen, 1963.
2 Günter Stökl: Russische Geschichte, Stuttgart, 1990.
3 Hans-Joachim Torke: Lexikon der Geschichte Russlands, München, 1985, S. 352f.

Christoph Mick: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt: Lemberg 1914-1947. – Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2010. – X, 632 S. – (Deutsches Historisches Institut Warschau: Quellen und Forschungen; 22) – ISBN 978-3-447-06193-3 – Ln. – € 82,00

Die heute westukrainische Stadt L'viv, davor Lwów, erlebte zwischen 1914 und 1944 sieben Herrschaftswechsel, die Eroberung durch russische, österreichische, westukrainische, deutsche, polnische und sowjetische Truppen. Die jüdische Bevölkerung wurde Opfer von Pogromen von polnischer und von ukrainischer Seite, bis sie nach 1941

unter deutscher Besatzung fast vollständig Opfer der Shoa wurde. Als Hauptstadt des österreichischen Kronlands Galizien mit einem mehrheitlich ukrainischen Umland hatte Lemberg, polnisches „Piemont" und Zentrum der ukrainischen Nationalbewegung, rund 220 000 Einwohner, davon etwa die Hälfte Polen, knapp 30 % Juden und zwischen 12 % und 18 % Ukrainer, die wenigen Deutschen waren marginal, nach 1947 hatten nur 20 % der Einwohner von 1939 dort gelebt, die Mehrheit war ukrainisch, die größte ethnische Minderheit war russisch.

Mick will „am Beispiel Lembergs den Zusammenhang von Krieg, Nationsbildung und der Brutalisierung ethnischer Konflikte lösen" und dazu „Erkenntnisse der Erinnerungs-, Stadt- und Nationalismusforschung und der Sozial- und Kulturgeschichte des Krieges" nutzen (S. 2). Gerade dieser interdisziplinäre Zugang führt bei einem Thema, das von polnischer wie ukrainischer Seite durch affirmativ-apologetische Darstellungen, die mit der jüdischen Opferperspektive konkurrieren, jeweils exklusiv mit Wahrheitsansprüchen verstellt ist, zu wesentlichen neuen Einsichten, die Kriegsgeschehen, Verfolgungen und Vernichtung mit der militärischen und politischen Geschichte korrelieren und in ihren Bedingtheiten und letztendlich Zwangsläufigkeiten einsichtig werden lassen.

Die russische Besetzung und die folgenden Russifizierungsversuche 1914-1915, die insbesondere die ukrainische Nationalbewegung hart trafen, und die Rolle der ukrainophilen Bewegung und die Destabilisierung mit massiven polnisch-ukrainischen Konflikten in der Unsicherheitsphase nach der Rückeroberung durch die k. u. k. Armee, der ukrainische Staatsstreich im Oktober 1918 und das dann doch polnische Lemberg mit dem Pogrom, jüdisches und ukrainisches Leben im polnischen Lemberg der Zweiten Polnischen Republik mit gravierenden Erinnerungskonflikten, sowjetische Besetzung 1939 mit Sowjetisierung und Ukrainisierung, deutsche Besatzung 1941 mit Rassenpolitik, Ausbeutung und Völkermord und schließlich Resowjetisierung und Widerstand nach 1945 mit Aussiedlung und Vertreibung der polnischen Bevölkerung bedeuteten die entscheidenden Umbruchsitutionen in der Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts. Mick erfasst neben den Folgen der jeweiligen militärischen, politischen und sozialen Gewalt vor allem die zwischen Anpassung und nationaler Begeisterung wechselnden politischen und nationalen Loyalitäten und zeigt die Folgen nationaler und rassistischer Ausgrenzung an den unter den unterschiedlichen Bedingungen unterschiedlichen Opfern: Juden, Ukrainern und Polen, verdeutlicht auch jeweils die Perspektiven und Ziele von Herrschenden und Beherrschten: „Weder Polen noch Ukrainer konnten zunächst wissen, welche Besatzung für sie günstiger sein würde. [...] Ihr Verhalten wurde dadurch bestimmt, welche Perspektiven sie für die eigene Nation, für die eigene Gruppe oder sich selbst erwarteten. Dagegen hatten die Juden zwei ungleiche Alternativen [...]", resümiert Mick die Lage 1939 und 1941 (S. 574).

„Wenn heute die interethnischen Beziehungen in Lemberg während des Zweiten Weltkriegs zum Thema gemacht werden, klaffen die Interpretationen ebenso weit auseinander wie in der Zwischenkriegszeit die Deutung des November 1918. Das trifft auf Zeitzeugen und Überlebende des Kriegs ebenso zu wie auf Historiker", charakterisiert Mick (S. 576f.) die Konkurrenz der Leidensgeschichten von Polen, Ukrainern und Juden mit ihren unterschiedlichen Schuldzuweisungen. Hier zeigt er die Leistungsfähigkeit des von ihm gewählten erfahrungsgeschichtlichen Ansatzes: „Die Erfahrungen, welche Polen, Juden und Ukrainer mit wechselnden Obrigkeiten und Besatzungsregimes und miteinander machten, widersprechen einander" (S. 577), sie haben „als kommunizierte Erfahrungen [...] einen komplexen Deutungsprozess durchlaufen" (S. 578). Indem Mick diese unterschiedlichen Erfahrungen hierarchisiert, zeigt er einen Weg auf, die verhärteten historiographischen und geschichtspolitischen Fronten aufzubrechen. Damit gibt sein Buch über das vorzüglich analysierte und dargestellte engere Thema hinaus wesentliche methodische Orientierung für die historische Erforschung gerade der jüngeren Geschichte des östlichen Europa, in der es an vergleichbaren, historiographisch scheinbar aussichtslosen Konfliktsituationen wahrlich nicht mangelt.

W.K.

Südosteuropa

Kulturelle Orientierungen und gesellschaftliche Ordnungsstrukturen in Südosteuropa / hrsg. von Joachim Jesko von Puttkamer und Gabriella Schubert. – Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2010. – 253 S. – (Forschungen zu Südosteuropa: Sprache – Kultur – Literatur; 4) – ISBN 978-3-447-06243-5 – Brosch. – € 54,00

„Droht die Europäisierung des Balkans zu scheitern?", lautet die Eingangsfrage der Hrsg. (S. 7), die sie mit dem Gegenzitat von der „Balkanisierung Europas" unterlegen. Sie fragen, wie „sich die kulturelle Dimension gesellschaftlichen Wandels in den Blick nehmen [lässt], ohne sich den Vorwurf postkolonialer Überheblichkeit einzuhandeln?" Der hier vorgelegte Band ist ein Ergebnis des 2006 in Jena und Erfurt unter dem Bandtitel eingerichteten Graduiertenkollegs, das „eine kulturelle Andersartigkeit der Region nicht" voraussetzen, „sondern zum Gegenstand forschenden, interdisziplinären Fragens" machen wollte: „Drei Schwerpunktbereiche strukturieren diesen Zugang: die Frage nach Leitbildern und Alltagsmustern, nach deren Auswirkungen auf die Perspektiven multiethnischen und multireligiösen Zusammenlebens und nach der Übernahme und Adaption von Institutionen" (S. 8). Selbstverständlich ließe sich die Frage stellen, ob „der Balkan" oder Südosteuropa als Teil Europas überhaupt „europäisiert" werden können – oder ob dieses „Europäisieren" nicht eher die Westeuropäisierung oder EUisierung dieser Räume meint, wobei die jüngsten Diskussionen zeigen, dass es auch im engeren EU-Kernbereich Westeuropas keineswegs eine einheitliche politische Kultur gibt. Ziel des Bandes ist die Analyse der Problemlagen und ihrer historischen Wurzeln in der Hoffnung auf „eigenständige Perspektiven für eine europäische Zukunft [...], welche die offenkundlichen Schwierigkeiten und Probleme nicht verleugnet, aber auch nicht als unüberbrückbare Hindernisse essentialisiert" (S. 15).

Im ersten Beitrag fragt, ausgehend von Wallersteins „Modern World-System" (1974), Christian Giordano (Fribourg) mit erheblichem theoretischem Aufwand, ob

Südosteuropa „eine Region eigener Art" sei und skizziert den Übergang „von einer sozioökonomisch marginalen Provinz des Osmanischen Reiches zu einer peripheren Region des Weltsystems" (S. 23) und die daraus resultierenden politischen Dimensionen und sozialanthropologischen Folgen. Seine Außensicht, die außer Todorovas „Imagining the Balkans" (1997) und Szűcs' „Vázlat Európa három történeti régiójáról" (in der deutschen Übersetzung von 1990) keine(n) einzige(n) Autor(in) aus der behandelten Region heranzieht, bleibt politologisch-abstrakt. Weitgehend textimmanent behandelt Jochen Raecke (Tübingen) konzentriert auf den von Vuk Stefanović Karadžić so zusammengefassten Kosovo-Zyklus und ohne jeden Ausflug außerslawistische Wirkungsgeschichte: „Kollektivität und Individualität als literarische Leitbilder". An Textbeispielen aus dem Werk Ivo Andrićs (1892-1975) referiert und kommentiert Gabriella Schubert (Jena) „Literarische Entwürfe interethnischen Zusammenlebens" ohne sich auf die – vergebliche Frage – nach der Repräsentativität der Texte und des Autors einzulassen. Interessante Beispiele für die „literarische Verarbeitung des Systemumbruchs in der albanischen und [der] bulgarischen Literatur" stellt Pandeli Pani (Bonn) als „Hinweis auf die Vielfältigkeit und Verschiedenheit der Texte" (S. 110) aus publizierten Übersetzungen vor, hält es dabei aber noch nicht einmal für nötig, die Originaltitel und den Ort der Erstveröffentlichung zu nennen. Aus der dargestellten Theologietradition heraus referiert Vasilios N. Makrides (Erfurt) ohne jeden sozialwissenschaftlichen Rekurs „Gem einschaftsvorstellungen in Ost- und Südosteuropa und die Rolle der orthodox-christlichen Tradition". Auf die soziale Dimension weist am bulgarischen Beispiel nur Klaus Roth (München) mit seiner Skizze über „Alltagsmuster der Arbeitswelt in der Transition" hin. Den Föderalismus, nicht die konkreten politischen und militärischen, geschweige denn sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen, stellt Heinz-Jürgen Axt (Duisburg) in das Zentrum seiner politologisch-abstrakten Überlegungen „Konflikte in Südosteuropa". Die Literaturliste (S. 158-159) zeigt wie der Text, dass man dazu offensichtlich keine Analyse der konkreten Lage benötigt und man alles das, was vor Ort geschrieben wird, ignorieren kann. Ganz anders Holm Sundhaussen (Berlin), der materialreich mit Quellen aus den betroffenen Nachfolgestaaten systematisch „Metakriege. Kriegserfahrung und Kriegsbewältigung im ehemaligen Jugoslawien" in beispielhafter Weise kenntnisreich analysiert. Anton Sterbling (Rothenburg/OL.) vergleicht die „Modernisierungsverläufe" in Ungarn und Rumänien nach 1989, Máte Szabó (Budapest) zeigt anhand des Versammlungsrechts „Defizite der Demokratie" in Ungarn nach dem Stand von 2006 auf. Anneli Uta Gabanyi (Berlin) berichtet unter Heranziehung von EU-Dokumenten und rumänischsprachiger Literatur über die im Zuge des EU-Beitritts mehrfach problematisierte „Korruptionsbekämpfung in Rumänien und Bulgarien".

Die literaturhistorischen Beiträge sind nett zu lesen, leisten aber nichts im Sinne der von den Herausgebern in der Einführung gestellten Leitfragen, die übrigen zeigen, dass man ohne Heranziehung von vor Ort erschienenen Texten nichts Erhellendes sagen kann und dass nur der konkrete Bezug auf Staaten und Regionen, nicht aber der abstrakte Bezug auf „Südosteuropa" oder „den Balkan" bei solchen Fragestellungen leistungsfähig ist. Sundhaussens (S. 161-201) und Roths (S. 137-148) wichtige und die anderen, eher aktuell konkret informierenden Texte werden hoffentlich nicht im – bestenfalls – Mittelmaß der hinsichtlich der Leitfragen wenig erhellenden bis überflüssigen Beiträge übersehen werden.

W.K.

Österreich in Istanbul: K. (u.) K. Präsenz im Osmanischen Reich / Rudolf Agstner, Elmar Samsinger (Hrsg.). – Berlin: Lit, 2010. – 387 S. – (Forschungen zur Geschichte des österreichischen Auswärtigen Dienstes; 1) – ISBN 978-3-643-50230-8 – Kart. – € 39,90

Die Geschichtsschreibung über die Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Bereich wurde bislang von den „Türkenkriegen" und der imperialen Politik Österreich-Ungarns bis zum Ersten Weltkrieg dominiert. Die Proklamierung Istanbuls zur „Europäischen Kulturhauptstadt 2010" war der Anlass zu diesem Band, der seine Leser(innen) zur Spurensuche in die türkische Metropole einlädt.

Der Diplomat und Historiker Agstner füllt mit drei Beiträgen den halben Band. Ausschließlich aus den diplomatischen Akten rekonstruiert er die Geschichte des Palazzo di Venezia in Konstantinopel als Sitz der k.k. Internuntiatur bzw. k.u.k. Botschaft bei der Hohen Pforte 1799 bis 1918 sowie des Sommersitzes der Botschaft in den Jahren 1899 bis 1918, des Palais in Yeniköy (S. 19-108). Danach dokumentiert er die Geschichte der „türkischen Konsulate in Österreich (-Ungarn) 1718 – 1918" (S. 109-136) sowie der österreichischen bzw. österreichisch-ungarischen Konsulate im Osmanischen Reich bzw. der Türkei von 1718 bis 1918 (S. 137-174). Franz Kangler, Superior der für den Schulunterhalt verantwortlichen Lazaristen und einige Zeit an der Schule tätig, umreißt danach die Geschichte des 1882 gegründeten und bis heute als österreichische Auslandsschule in Istanbul bestehenden katholischen St.- Georgs-Kollegs (S. 177-199). 17 Farbabbildungen zu diesen vier wesentlich archivgestützten Beiträgen folgen zwischen S. 200 und S. 201.

Aspekte der Wirtschaftsbeziehungen tragen der an der Münchner Universität tätige Yavuz Köse (zu den österreichischen Warenhäusern in Istanbul 1855-1942), der Posthistoriker Andreas Patera (1952-2006) über die „örtliche, bauliche und räumliche Situation" der österreichischen Postämter in Konstantinopel bis zum Ersten Weltkrieg und der in Wien lebende Historiker Markus Purkhart zum Fez-Export aus Böhmen in das Osmanische Reich bei. Der Jurist und Historiker Samsinger berichtet über die Staatsbesuche Kaiser Franz Josephs und Kaiser Karls I. in „Konstantinopel", bevor er abschließend, gut illustriert, ein Reisehandbuch des Österreichischen Lloyd für „Orientreisen" von der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert vorstellt. Ein „Literaturverzeichnis" mit Hinweis auf Veröffentlichungen in „westlichen" Sprachen erleichtert die über diesen Band hinausgehende Orientierung in der Beziehungsgeschichte zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Bereich vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Ausführliche Zusammenfassungen in englischer und türki-

scher Sprache erleichtern des Deutschen nicht mächtigen Interessent(inn)en die Orientierung. Den Herausgebern und den Autoren ist zu danken, dass sie den Anlass der Kulturhauptstadt genutzt haben, weitgehend vergessene kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen aus den Quellen heraus neu zu erarbeiten.

W.K.

Perspectives on Ottoman Studies: Papers from the 18th Symposium of the International Committee of Pre-Ottoman and Ottoman Studies at the University of Zagreb 2008 / ed. by Ekrem Čaušević, Nenad Moačanin and Vjeran Kursar. – Berlin: Lit, 2010. – 1033 S. – (Ottoman Studies; 1) – ISBN 978-3-643-10851-7 – Geb. – € 79,90

Große Internationale Wissenschaftskongresse stellen die Bühne für innerfachliches Schaulaufen, aber auch für Leistungsbilanzen und die Präsentation eines Faches nach außen dar. Die 80 Beiträge der Tagung des *International Committee of Pre-Ottoman and Ottoman Studies* im August 2008 in Zagreb sind in sechs Themenblöcke geordnet: „Ethnic groups, revolts, nationalism, war", „Language, literature and education", „Reforms, modernization and the impact of foreign powers", „Socio-political and economic life", „Sources, historiography, archives and libraries" (mit vier Beiträgen der kleinste Block) sowie „Women, individual careers, pictures of the other". Die Mehrzahl der den historischen Gesamtraum des osmanischen Reiches betreffenden Beiträge ist in türkischer Sprache verfasst, was die Dominanz der türkischen Forschung in der Osmanistik abbildet, unter dem Aspekt einer Einbeziehung der osmanischen Geschichte in größere Kontexte wie einer europäischen Geschichte oder der Geschichte des Mittelmeerraums und der Rezeption in der internationalen nichtosmanistischen Forschung nicht unbedingt klug ist, auch wenn die Inhalte jeweils in – in einigen Fällen sehr kurzen – englischsprachigen Summaries zusammengefasst sind. Nur ein gutes Viertel der Beiträge, darunter diejenigen der Teilnehmer(innen) aus Kroatien und Bosnien, ist in englischer, französischer oder deutscher Sprache verfasst. Gerade für den südslawischen und den historisch-ungarischen Raum, dazu zur Beziehungsgeschichte zwischen dem Osmanischen Reich und den europäischen Staaten findet man hier Hinweise aus der Spezialforschung, die man nicht übersehen sollte.

W.K.

5. *Wissenschaft/ Wissenschaftsgeschichte*

Den Blick nach Osten weiten. 50 Jahre Slavisches Seminar der Universität Zürich (1961-2011) / hrsg. v. Peter Brang, German Ritz, Sylvia Sasse, Daniel Weiss. – Zürich; Chronos, 2011. – 200 S. – ISBN 978-3-0340-1099-3 – Geb. – € 39,50

40 Jahre osteuropäische Geschichte am Historischen Seminar der Universität Zürich / hrsg. v. Nada Boskovska. – Zürich, 2011. – 80 S. – Brosch.

Wer die Klagen von Ernst Dickenmann (1902-1985)[1] über Schweizerische Abstinenz in slavicis noch im Ohr hat und später durch Hildegard Schroeder (1914-1978)[2] und Robert Zett (1935-2010)[3] gelegentlich über positivere Entwicklungen informiert wurde, begrüßt die beiden anzuzeigenden Veröffentlichungen, die dem Rezensenten am letzten Tag des Jahres 2011 überbracht wurden, dennoch als Beleg für ein kleines Wunder. Beide Schriften belegen eindrucksvoll, wie politische Entwicklungen und wohl auch historische Einsichten förderlichen Einfluss nahmen und eine wissenschaftliche Antwort auf drängende Probleme ermöglichten.

1. Im Band Slavistik bietet das Vorwort (S. 7ff.) einen Überblick über den gegenwärtigen Zustand in jeder Hinsicht und die Aktivitäten der Züricher Slavistik, während Peter Brang einen instruktiven historischen Abriss bis 1989 (S. 13ff.) beiträgt, der außer der intensiven Schilderung des Instituts in Forschung, Lehre, Bibliothek und Räumlichkeiten wie Personalien auch das spezifisch schweizerische Umfeld angemessen berücksichtigt. Er findet für die Zeit nach 1990 seine kompetente und wiederum tiefer als bloße Fakten nennende Fortsetzung durch German Ritz (S. 65ff.). Der Verbindung von biographisch-persönlichen Beziehungen zum Fach dienen aufschlussreiche Portraits (S. 91ff.) und Interviews (S. 145ff.). Ein statistischer Teil (S. 194ff.) zeigt die nahezu stürmisch zu nennende Entwicklung der Zürcher Slavistik und ihrer weitgespannten Tätigkeit und ihrer Wirkung in Zahlen über Studenten (S. 194ff.), Gastvorträgen und Lesungen (S. 210ff.), die sich wie ein Panorama der internationalen Slavistik lesen, in dem kaum ein Name von Rang fehlt, Forschungsprojekten (S. 210) und Tagungen wie Konferenzen (S. 219f.). In besonderer Weise sind Statistiken und Prüfungen für ein Universitätsfach repräsentativ. Mit 182 Lizentiats- bzw. Masterprüfungen und 44 Dissertationen fallen sie sehr beeindruckend aus und dokumentieren auf ihre Weise deutlich die wissenschaftliche Effektivität des Instituts und seiner Lehrenden wie Studierenden und indirekt seiner Mitarbeiter.

2. Wie der slavische Band ist auch die Veröffentlichung über die osteuropäische Geschichte mit zahlreichen Abbildungen angereichert. Sie bietet auch eine historische Einleitung (S. 4ff.). Der persönliche Aspekt kommt mit Ehemaligenporträts (S. 10ff.) und Studienberichten (S. 32ff.) angemessen zu Wort, während Exkursionsberichte nach Nowgorod, Kroatien und Makedonien/Albanien der Bedeutung von Exkursionen, die der Rezensent gern aus eigener Erfahrung unterschreibt, Rechnung tragen (S. 36ff.). Aus dem statistischen Anhang werden 335 Absolventen, 124 Lizentiatsarbeiten und 41 Dissertationen mit Betonung hervorgehoben. Der statistische Anhang (S. 54ff.) berücksichtigt aber auch Mitarbeiter, Forschungen und Tagungen, Lehrveranstaltungen wie wissenschaftliche Publikationen und Reihen.

Da der Rezensent vom nötigen inneren Zusammenhang der Slavistik mit der ost-südosteuropäischen Geschichte (und Kirchengeschichte) überzeugt ist, sieht er sich mit beiden Veröffentlichungen und ihren Zielsetzungen, unabhängig von sich wandelnden Methoden und Vorhaben, zu denen er mehr oder minder intensive Affinität verspürt, bestätigt. Gelungen ist eine eindrucksvolle Entwicklungsdokumentation, die fachlich-sachliche, persönliche und organisatorische Aspekte einsichtig berücksichtigt. Der Mitarbeiterin am Slavistikband und Fachreferentin der

Zentralbibliothek Zürich, Monika Bankowski[4], der der Rezensent durch die Tätigkeiten der ABDOS[5] über viele Jahre verbunden ist, dankt der Rezensent für die Übersetzung der Veröffentlichungen, die für kommende Wissenschaftshistoriker sehr hilfreich sind. Ein in diesem Sinne betonter Dank gilt allen Autoren und Mitarbeitern beider Institute für eine imponierende wissenschaftliche und organisatorische Arbeit, die ein wertvolles Dokument ist für schweizerisch-deutsch-slavische Zusammenarbeit, die durchaus als symbolisch für einen wissenschaftlichen Beitrag zur europäischen Kultur zu betrachten ist.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 Die Welt der Slaven XVII, 1, 1972. – Beiträge zur Geschichte der Slavistik in den nichtslavischen Ländern, Wien, 2005, S. 132f., S. 141f., S. 149.

2 Wolfgang Kasack: Slavische Literaturen im Kreis der europäischen Literaturen. Hildegard Schroeder zum Gedächtnis (1914-1978). In: ZfSlPh. Bd. XLI, 2, S. 235ff. – Colloquium Slavicum Basiliense. Gedenkschrift für Hildegard Schroeder, Frankfurt/M u.a., 1981.

3 NZZ, 16/17.1.2010.-FAZ 3.2.2010, S. 5.

4 „Slavica legebantur! Der historische Osteuropa-Bestand der Zentralbibliothek Zürich“. In: ABDOS-Mitteilungen 28, 1, 2008, S. 1ff.

5 Lexikon des gesamten Buchwesens, 2. Aufl. I, Stuttgart, 1987, S. 6.

6. Landeskunde

7. Geschichte und Politik

Loyalitäten im Staatssozialismus: DDR, Tschechoslowakei, Polen / hrsg. von Volker Zimmermann, Peter Haslinger und Tomáš Nigrin. – Marburg: Verlag Herder-Institut, 2010. – 366 S. – (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung; 28) – ISBN 978-3-87969-364-1 – Kart. – € 27,00

„Nach wie vor ist der Begriff ’Loyalität’ schillernd und vielschichtig und sind auch die Herangehensweisen an das Phänomen ’Loyalität’ mannigfaltig“, beginnen die Herausgeber Haslinger und Zimmermann ihre Einleitung zu diesem Berichtsband einer Tagung im September 2006, in der sie theoretische Ansätze, historische Befunde und Beispiele anführen. Im ersten Beitrag stellt Jana Osterkamp heraus, wie weit die Verfassungen der staatssozialistischen Staaten „Loyalität als Rechtspflicht“ eingefordert haben. Vier Beiträge zeigen, wie die Loyalität neuer Bevölkerungsgruppen durch Umverteilung eingefordert wurde: Michael Schwartz zeigt die Widersprüchlichkeit der „Umsiedler“-Politik der DDR, Andreas Wiedemann untersucht die Loyalität neuer Bevölkerungsgruppen nach der Wiederbesiedlung der ehemals sudetendeutschen tschechoslowakischen Grenzgebiete bis 1946. Die „vielschichtigen Loyalitäten“ der tschechischen Remigranten aus Wolhynien im ersten Nachkriegsjahrzehnt umreißt Matěj Spurný. Tadeusz Janicki zeigt den Loyalitätsgewinn der Polnischen Arbeiterpartei durch die Ansiedlung nach der Bodenreform in Großpolen und den „wiedergewonnenen Gebieten“ bis 1949.

Die Rolle von Freund- und Feindbildern bei der Loyalitätswerbung untersuchen Jan C. Behrends („Faschisten“ und „Kriegsbrandstifter“ in Polen und der SBZ/DDR 1943-1956) und Marína Zavacká (Der loyale junge tschechoslowakische Bürger und „der Deutsche“ 1948-1956). „Weiche“ Herrschaftsmechanismen durch Sozial- und Konsumpolitik, d.h. durch materielle Leistungen, in den 1970er und 1980er Jahren illustrieren Peter Hübner für die DDR und Polen und Christoph Boyer, der von einem sehr allgemeinen Loyalitätsbegriff ausgeht, für die Tschechoslowakei. Die „Loyalität von Intellektuellen“ stellte einen Sonderfall dar, bei der „intellektuellen Dienstklasse“ in der späten DDR (Dieter Segert), den Schriftstellern in der Tschechoslowakei in den 1950er und 1960er Jahren (Jiří Pešek und Monika Práchenská), den Künstlern der Tschechoslowakei am Beispiel des zu Beginn der „Normalisierungsphase“ in Prag errichteten Lenindenkmals wie Filmemachern in Polen, die Patryk Wasiak am Beispiel von Andrzej Wajdas „Mann aus Marmor“ (1977) untersucht. Einen weiteren Themenblock bilden vier Beiträge zu den „konkurrierenden Loyalitäten“ von Kirchen und Staatssozialismus in der DDR (Clemens Vollnhals), der Tschechoslowakei (Miroslav Kunštát sowie Petr Šafařík) und in Polen (Stanisław Jankowiak). Abschließend untersuchen Zdeněk Beneš und Tomáš Nigrin „Ideologie und Leben: das Bild der Zeit des Sozialismus in tschechischen, slowakischen, polnischen und deutschen Geschichtsbüchern“ und stellen, wie aufgrund des Forschungsstands zu erwarten war, fest, dass die Frage nach der Loyalität in den untersuchten Schulbüchern eher nachrangig behandelt wird.

Die Frage nach der Loyalität im Kontext des Staatssozialismus der Jahre 1945 bis 1990 ist neu, die Beiträge zeigen unterschiedliche Aspekte der Fragestellungen und die Leistungsfähigkeit des Paradigmas auf, auch wenn der Begriff weiterhin „schillernd und vielschichtig“ erscheint.

W.K.

Stephan Lehnstaedt: Geschichte und Gesetzesauslegung: zu Kontinuität und Wandel des bundesdeutschen Wiedergutmachungsdiskurses am Beispiel der Ghettorenten. – Osnabrück: fibre, 2011. – 302 S. – (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau; 25) – ISBN 978-3-938400-69-2 – Brosch. – € 35,00

Seit der Deutsche Bundestag – mit nicht zu rechtfertigender Verspätung – im Jahre 2002 das „Ghettorentengesetz” beschlossen hat, können Überlebende des Holocaust, die aus eigenem Willensentschluss gegen Entlohnung in den von der deutschen Besatzungsverwaltung eingerichteten Ghettos während des Zweiten Weltkriegs gearbeitet hatten, eine Rente aus der deutschen Sozialversicherung beantragen. Eine solche Rentenzahlung war lange „kein Gegenstand des bundesdeutschen Entschädigungsdiskurses”: die Wiedergutmachung in der Sozialversicherung galt als abgeschlossen, die Ghettozeit war als Haft und Verfolgung entschädigt worden und Politik und Öffentlichkeit der Bundesrepublik wollten Zwangsarbeit „weder diskutieren noch gar entschädigen” (S. 15). Erst ein Urteil des Bundessozialgerichts im Jahre 1997 erzwang im Unterschied zur bisherigen Rechtsprechungspraxis

eine gesetzliche Regelung für „dem Grunde nach sozialversicherungspflichtige Arbeitsverhältnisse" in den Ghettos, wie sie dann 2002 erfolgt ist. Lehnstaedt verfolgt, ausgehend von seinen Erfahrungen als Gutachter in aus Ablehnungen resultierenden Sozialgerichtsverfahren, in überzeugender Weise den parlamentarischen Diskurs und die – ausgesprochen restriktive – Entscheidungspraxis der Rentenversicherungsträger sowie die daraus folgenden Sozialgerichtsverfahren und zeigt die nach Bundesländern unterschiedliche Entscheidungspraxis. Negatives Beispiel für eine negative Spruchpraxis der Sozialgerichte, die die rigiden Ablehnungen der Sozialversicherungsträger bestätigte, war dabei Nordrhein-Westfalen: „Nur dort etablierte sich ein selbstreferentielles System, in dem sich Justiz und Verwaltung gegenseitig bestätigten und damit das eigene Handeln ständig bestärkten" (S. 99), wogegen das Bundessozialgericht 2009 die Auffassungen der gutachtenden Historiker weitgehenden bestätigt hat – gegen die Auffassung der Deutschen Rentenversicherung Rheinland, man müsse „die Geschichte wirklich mit dem Gesetz in Einklang bringen" (S. 101). Erst seit 2009 werden die inzwischen hochbetagten Überlebenden, die ihrerseit Schwierigkeiten genug mit der Antragstellung hatten, unter Beachtung der Gesetzesabsicht entschädigt, auch wenn viele der 70 000 Antragsteller bis heute keine Rente erhalten.

Lehnstaedt deckt mit der gebotenen Distanz diesen Skandal in einem Wiedergutmachungsverfahren, das anders als die Entschädigung der Zwangsarbeiter(innen) kaum Interesse der bundesdeutschen Öffentlichkeit gefunden hat, auf und dokumentiert seine überzeugende Darstellung eines für den Umgang mit den Opfern des Zweiten Weltkriegs wichtigen Themas in einem ausführlichen Quellenanhang (S. 113-278).

W.K.

Tobias Weger: Kleine Geschichte Prags. – Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, 2011. – 175 S. – ISBN 978-3-7917-2329-7 – Kart.– € 14,90

Wie für viele bedeutende europäische Städte fehlt auch für Prag eine informative Übersicht der Stadtgeschichte. Weger entwirft für die sich an ein größer interessiertes Lesepublikum wendende Verlagsreihe, in der 2009 der ähnlich informative Band über St. Petersburg erschienen ist, ein breit gespanntes Bild der Stadtgeschichte von der sagenhaften Überlieferung und der Frühgeschichte bis in die jüngste Zeit. Die wesentlichen Perioden der Stadtgeschichte vom Hochmittelalter über die „barocke" Stadt, die Zeit der „nationalen Wiedergeburt", die franzisko-josephische Zeit im „Brennpunkt nationaler Entwicklungen" und der nationalen Spaltung, die Hauptstadt der Tschechoslowakei, die Jahre der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg, Befreiung 1945 und kommunistische Diktatur bis zu den „Wendezeiten" schildert er gut lesbar und ggf. gut erläutert (bis auf den „Primator", den Oberbürgermeister, S. 124) mit passender Bebilderung. Eine Zeittafel und eine kurze Literaturliste helfen weiter. In der vorderen Umschlagklappe finden Leserin und Leser einen leider nur tschechischsprachigen aktuellen schwarzweißen Stadtplanausschnitt der zentralen Innenstadt, während im „Ortsregister (Prag)" (S. 164-166) die wesentlichen Örtlichkeiten unter den im deutschen Sprachraum eingeführten Namen wie *Altstädter Ring* mit tschechischer Übersetzung angeführt sind, die man für die Suche auf dem Innenstadtplan unbedingt benötigt. Der Pragstich aus Braun-Hogenberg (1590) wirkt im hinteren ausklappbaren Umschlag eher zufällig. Es fehlt ein historischer Stadtplan, man vermisst die – auch kartographisch instruktiv darstellbare – Entwicklung des Stadtterritoriums ebenso wie eine Geschichte der städtischen Verwaltung, wie sie allerdings auch in der über die reiche Spezialforschung hinausgehenden historischen Fachliteratur fehlt.

Der Anlage der Reihe entsprechend liegt hier keine kurze Stadtgeschichte im engeren Sinne vor, sondern eine populäre Schilderung der Entwicklung der tschechischen Hauptstadt im Kontext der böhmischen und tschechoslowakischen Geschichte und Kulturgeschichte, die neugierig auch auf den über Prag hinausreichenden Kontext der böhmischen und tschechischen Geschichte mit seinen deutschen und tschechischen Elementen machen kann, mehr eine Kulturgeschichte als eine Stadtgeschichte im engen Verständnis. Gerade durch das weite Spektrum der angesprochenen Themen zwischen Kaiser Karl IV., Franz Kafka, Bedřich Smetana und Václav Havel wird der Band viele Leser(innen) ansprechen und für Prag interessieren.

W.K.

Andreas Wittkowsky: Grand Hotel Kosovo. Schlaglichter einer europäischen Staatsbildung. – Berlin: Lit, 2011. – 188 S. – (Politikwissenschaft; 182) – ISBN 978-3-643-11425-9 – Kart. – € 19,90

Der Vf. war von Januar 2001 bis Oktober 2008 als Berater, Referatsleiter und stellvertretender Leiter des EU-Pfeilers als von der deutschen Regierung „Entsandter" in der UNMIK [die zahllosen Abkürzungen löst der Vf. auf S. 183-185 auf], der *United Nations Interim Administration in Kosovo*, tätig. „Schon im Vorfeld [der UNMIK] hat die EU darauf gedrängt, [...] durch die Übernahme direkter Verantwortung auch eine wirksame Verwendung der Gelder zu gewährleisten. [...] Dem selbstbewusst vorgetragenen Anspruch wird die EU in der Realität kaum gerecht", lesen wir gleich zu Beginn (S. 8-9). Seine prägnant formulierten, gut erzählten kritischen Eindrücke und Erlebnisse bei der politisch-adminstrativen Tätigkeit ergeben ein lebendiges Bild der Situation und der Entwicklung von der internationalen Verwaltung zur politischen Unabhängigkeit des Kosovo. Wittkowsky schildert anschaulich die meist kontraproduktive Konkurrenz zwischen der UN-, der EU- und der US-amerikanischen Administration, deren Vertreter ohne wirkliche Kenntnis der Situation, der politischen, ökonomischen und nationalen Verhältnisse vor Ort versuchen, ohne persönliches Engagement „westliche" Standards durchzusetzen. „Sicher" war „jedenfalls, dass die UNMIK in der Schlüsselphase des immer komplizierter werdenden Statusprozesses diskreditiert und zunehmend handlungsunfähiger" geworden ist (S. 146). Trotz Chaos und Korruption zeigt der Vergleich zwischen 2001 und 2008 Fortschritte in der Wirtschaftsentwicklung, wenn auch nicht unbedingt in der zumindest deklarativ angestrebten Implementierung „westlicher" demokratischer Standards.

Das Grand Hotel ist für Wittkowsky dabei Sinnbild und Kulisse der Entwicklungen. Aus der Innensicht des aktiv Involvierten zeigt er überzeugend und besser als politologische Analysen die Gründe für das, gemessen an den Zielen, letztendliche Scheitern der Kosovo-Mission, zugleich generell die Problematik solcher internationaler Einsätze.

W.K.

8. Erinnerung und Biographie

9. Literaturgeschichte und Literatur

Pravda. Diskurse der Gerechtigkeit in der russischen Ideengeschichte. Beiträge der Tagung der Forschungsgruppe „Russische Philosophie" und des Verbundsprojekts „Kulturen der Gerechtigkeit". Bochum, 29.-30. Oktober 2009. Hrsgg. v. Holger Kuße und Nikolaj Plotnikov – München u. a.: Sagner, 2011. – 235 S. – (Specimina Philologiae Slavicae begr. v. O. Horbatsch u. G. Freidhof, hrsgg. v. P. Kosta, H. Kuße u. Franz Schindler Bd. 164) – ISBN: 978-3-86688-153-2 – € 30,00

Die ABDOS-Mitteilungen haben auf die gewichtigen Aktivitäten der Forschungsgruppe „Russische Philosophie" bereits aufmerksam gemacht und sie gewürdigt.[1] In Zusammenarbeit mit dem Verbundprojekt „Kulturen der Gerechtigkeit" veranstaltete die Forschungsgruppe vom 29.-30.X.2009 an der Ruhruniversität Bochum die Tagung „Pravda. Diskurse der Gerechtigkeit in der russischen Ideengeschichte", deren Vorträge im anzuzeigenden Band nachzulesen sind. In sehr grundsätzlicher Weise kann der von N. Plotnikov[2] in seiner luziden Einleitung (S. 9ff.) gebrauchte Begriff „Demythologisierung" den Band charakterisieren. Plotnikov leistet dabei einen eigenen Beitrag, indem er die verbreiteten Vorstellungen von der typisch russischen, mentalitätsbedingten Bedeutung der Pravda kritisch hinterfragt und „entmythologisiert", damit freilich einen neuen Problemhorizont eröffnet, den des „specificum russicum".

Der Rezensent stellt die Beiträge von K. A. Breckner (zum Gebrauch von Pravda (Wahrheit-Gerechtigkeit) und Istina (theoretische Wahrheit) in der russischen Ideengeschichte des 19. Jh. am Beispiel N. K. Michajlovskijs und Pavel I. Pestel's, S.17ff.) und H. Stahl („Pravda-process istiny v stile so-istin": Der Wahrheitsbegriff in Andrej Belyjs „Bewusstseinsseelengeschichte", S.75ff.) wegen der dualen Wahrheitsbegriffe von Istina und Pravda, die vereinfacht und verallgemeinert als vertikal (istina) und horizontal (pravda) verstanden werden[3], zusammen. Die auf S. 27 abgedruckte instruktive etymologische Tabelle, die einmal von αλήθεια (istina), zum anderen von δίκάίοσύνη (pravda) ausgeht, bestätigt im Ganzen diese Auffassung. Ein Blick in das Etymologische Wörterbuch von Vasmer zeigt allerdings auch Überlappung beider Bedeutungsebenen.[4] Die damit gegebene theologische Implikation zeigt sich deutlich, wenn für istina im 20. Jh. ein „schwinden", „Bedeutungsverengung" diagnostiziert wird, weil mit „vo istinu voskrese" millionenfach in der Osternacht der Ausdruck der massiven „ganzheitlichen" Auferstehungstheologie zu hören ist. Dieser Gedanke taucht bei Belyj und damit im Beitrag von Stahl auf (S.83ff.)[5].

Zwei weitere Beiträge lassen sich thematisch zusammenfassen. Sie widmen sich den „Vechi", Moskva, 1909 (Frankfurt, 1967), die neben den „Problemy idealizma", Moskva, 1902 und „Iz glubiny", Moskva, 1918 (Paris, 1967) der gewichtigste und wirkungsvollste theoretische und philosophische Sammelband des silbernen Zeitalters sind. Mit Evert van der Zweerde: Der Aufstieg des Volkes und die politische Philosophie in den Vechi (S.155ff.) und Holger Kuße: Formen der Kommunikation in den Vechi (1909): Beschreiben, Auffordern, Sprechen für und metadiskursive Typisierungen (S.193ff.) kommen sie gewichtig zu Wort und erfahren gründliche Analysen wie prägnante Einordnung in die Diskurse der Zeit wie Bewertung. Sie spiegeln eine geistige Aufbruch- und Umbruchsituation, wie sie persönlich von Teilnehmern der Diskussionen erlebt wurden, z.B. von Bulgakov.

Die übrigen Beiträge sind einzelnen Autoren und ihrer Bedeutung für die Pravda-Diskussion gewidmet. Eine Ausnahme davon macht die Untersuchung von Elena Pribytkova, die dem Problem der „Menschenwürde und Gerechtigkeit" nachgeht und dieses vergleichend an Kant (1724-1804), Solov'ev (1853-1900) und Rawls (1921-2002) darstellt, damit einen deutlichen sozialpolitischen Akzent setzend (S.119ff.). Solov'ev begegnet noch einmal bei Buller mit den „Überlegungen zum Begriff Gewissen" bei ihm (S.109ff.). Die Dichtung, die mit Belyj im Aufsatz von Stahl begegnete, taucht erneut mit einem „Hauptwerk"[6] der russischen Literatur auf in der umfangreichen Untersuchung von R. Grübel: „Gordoe slovo: spravedlivost'" – „Ein stolzes Wort: Gerechtigkeit". Der Gerechtigkeitsdiskurs in Tolstojs Roman „Krieg und Frieden" (S.29f.). Er liefert damit einen unübersehbaren Beitrag zur gewiss nicht geringfügigen Literatur über diesen Roman.

Bewusst stellt der Rez. die Arbeit von R. M. Zwahlen „Pravo als Weg zur Pravda. Sergej N. Bulgakovs Überlegungen zu Gerechtigkeit und Recht" (S. 143ff.) ans Ende seiner Übersicht, weil mit Bulgakov die Diskussionslinie zu einem Theologen mit signifikanter geistiger Biographie gezogen wird. In seiner kritischen Betrachtung des Personalismus begegnet, überspitzt gesagt mittelalterliches Denken byzantinischer Ausprägung, wie es an der „Symphoneia" fassbar wird. Spürbar wird das Ringen des Ökonomen und orthodoxen Theologen, vorausdeutend auf seine spätere Entwicklung. Mehr oder minder zeigen alle Beiträge die Bemühung, westeuropäische Gedanken und Theorien mit russischer Realität, Erfahrung und Entwicklungsspezifika des Denkens zu verbinden. In den scharfsinnig-gründlichen Beiträgen wird weitgehend eine neue Abstraktionsebene gewonnen, was aber zwangsläufig Beeinträchtigung des „russischen propriums", der Ideensubstanz und Diskussionsatmosphäre bedeutet.

Der Rez. wagt als Quintessenz des hochverdienten Bandes einen Vergleich zwischen Bergpredigt und „russischer Idee", die auch spürbar wird. Die Bergpredigt ist keine politische Anleitung zum Regieren von Völkern – aber ohne Bergpredigt geht Politik auch nicht. Die „russische Idee" ist auch keine praktische Anleitung für die Politik[7], aber

sie enthält unverzichtbare Beiträge russischen Denkens für eine Welt, die immer mehr rational durchorganisiert wird, den Menschen immer mehr spezialisiert und vom Ganzen entfernt. Eine anthropologische Korrektur dagegen kommt aus dem Denken, dem sich dieser Band intensiv widmet. Der aufrichtige Dank dafür ist „ganzheitlich" – nicht nur fachspezifisch.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 ABDOS-Mitteilungen 26.2006, 2, S.39f.; 29.2009, 1, 1S., 37f. – Wegen der Marginalität versteckt der Rez. eine Korrektur hier: S.228 müssen die Lebensdaten von Max Weber 1864-1920 heißen.

2 In Deutschland bekannt durch „Philosophie in Russland. Tendenzen und Perspektiven", Bad Neuenahr, 1998.

3 Konstantin G. Isupov in: Lexikon der russischen Kultur, Darmstadt, 2002, S. 474.

4 Max Vasmer: Russisches Etymologisches Wörterbuch I, S. 490; II, S. 423.

5 Die Beachtung aller einschlägigen Belege allein bei Goerdt führt in eine breite Bedeutungsspanne der Begriffe in der russischen Philosophie.

6 Hauptwerke der russischen Literatur, hrsgg. v. W. Kasack, Darmstadt, 1997, S. 296.

7 Sergej N. Maljavin in: Lexikon der russischen Kultur, S.191.

Witkacy: Wozu bist du aus dem Jenseits hierhergekommen? Sechs Stücke Polnisch-Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Ewa Makarczyk-Schuster und Karlheinz Schuster. Übersetzung „Sonata Belzebuba" von Lukasz Neca. – München-Berlin: Sagner, 2012, 595 S. – ISBN 978-3-86688-163-1 – (Arbeiten und Texte zur Slawistik begr. V. Wolfgang Kasack, hrsgg. v. Frank Göbler und Rainer Goldt Bd. 92) – € 32,00

Der anzuzeigende Band schließt die zweisprachig polnisch-deutsche Ausgabe aller Theaterstücke Witkiewicz'.[1] Er enthält die sechs Stücke „In einem kleinen Gutshaus" 1921/25, „Janulka, die Tochter Viehsdeykos" 27. VI. 1923; „Die Beelzebub-Sonate" 26. XI. 1925; „Der Tintenfisch" April 1925, „Grazien und Vogelscheuchen 28. VII. 1922; „Fräulein Tutli-Putli" 18. VI. 1920, mithin Werke, die alle der ersten Hälfte der 20er Jahre des 20. Jh. entstammen. Außerdem bietet Karlheinz Schuster einen Beitrag mit dem Titel „Was für eine Niederträchtigkeit ist doch die Familie!" Witkacys Familienbande (S. 7ff.), der in zerbrochenen Familienverhältnissen das Symbol für totale Zerbrechlichkeit und die Zerstörung aller Werte von der Familie bis zu Kunst und Wissenschaft sieht und damit das Thema des Dichters Witkiewicz benennt. Wenn der Umschlagtext des Bandes bekennt „Dabei geht es weniger um die philologisch genaue Übertragung als vielmehr darum, die auf seiner Philosophie beruhende Komplexität der Denk- und Sichtweise Witkacys in einer bühnentauglichen Form dem heutigen Leser nahezubringen", so wird der Philologe ein Stirnrunzeln nicht verbergen können, kann die Stirn aber weithin wieder glätten, weil ja eine zweisprachige, also kontrollierbare Übersetzung vorliegt, die zudem glatt ist, zum andern aber auch das Verdienst Witkiewicz bekannt zu machen, die Bedeutung der Ausgabe eindeutig bestimmt. Das gilt keineswegs nur für den deutschen Leser. Dem Rez. geht es auch um die weltliterarische Einordnung des bedeutenden Vertreters der ersten polnischen Avantgarde, der außer Dramatiker Prosaist, Maler und Porträtist war und damit Voraussetzungen für das Gesamtkunstwerk mit sich brachte, womit „gegenwärtig noch eine offene Frage" verbunden ist, wie auch der Dramatiker der polnischen „Katastrophistik" „zum Teil erst noch zu entdecken" ist.[2] Unverwechselbar spezifisch polnischer Beitrag ist europäisch-weltliterarisch einzuordnen. Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen polnischer und französischer Katastrophistik sind feststellbar.[3] Der Vorläufer des Theaters des Absurden erfreut sich „noch großer Beliebtheit auf den Bühnen der Welt".[4] Die Radikalisierung Witkiewicz' nimmt dabei eine Vorrangstellung ein.[5] Der deutsche Leser wird also bekannt gemacht mit einem polnischen Künstler, der weltliterarische Bedeutung schon erlangt hat, dennoch weiter zu entdecken ist. Eine weitere Dimension erschließt sich aus dem Rückblick auf das weitere literarische Leben Polens im 20. Jh. Mit dem ideologischen Einfluss der Theorie des sozialistischen Realismus, der zum einen gegen die Zerstörtheit aller Werte neue Werte zu setzen versuchte als Gegenbewegung, zum andern aber die von der polnischen Avantgarde erreichte Tiefendimension und ihrer künstlerischen Ausgestaltung nicht erreichen konnte und auch deshalb scheiterte. Die Kenntnisnahme Witkiewicz', seine weltliterarische Einordnung und Weiterwirkung bleiben eine spannende Aufgabe[6], der die nunmehr abgeschlossene deutsche Ausgabe seiner Bühnenstücke dient[7], die deshalb einen ungewöhnlichen Dank verdient.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 Man hat uns das Jenseits genommen, 2006; Wir brauchen gar kein Jenseits, 2008; Ein Hauch von Jenseits, 2010 s. ABDOS-Mitteilungen 2010, 2, S. 43f.

2 Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 20, Wiesbaden 1983, S. 88.

3 Ebda., S. 89.

4 Ebda., S. 549.

5 Ebda., S. 91.

6 Nicht alle einschlägigen Lexika tragen ihm Rechnung, wie Metzler Lexikon der Weltliteratur, Stuttgart, 2006 zeigt.

7 Die verdienstvolle, leider nicht fortgesetzte slawistische Zehnjahresbibliographie zeigt mit 12 Eintragungen ein vorhandenes Interesse der deutschen Slawistik, das aber auszubauen wäre.

10. Slavistik

Olena Kuprina: Märchentransformation: Figurenanlayse zu russischen und ukrainischen Kunstmärchen. – München - Berlin: Verlag Otto Sagner, 2010. – 245 S. – (Slavistische Beiträge; 476) – ISBN 978-3-86688-121-1 – Brosch. – € 36,00

Die Vfin untersucht in ihrer Regensburger Dissertation vier zentrale Figuren des ostslawischen – russischen und ukrainischen – Volksmärchens, den „Helden", die „Baba Jaga", den „Drachen" und die „Heldin" und untersucht ihre Transformation vom Mythos über das Volksmärchen zum sowjetischen, russischen und ukrainischen Volksmärchen. Sie

setzt sich kritisch mit Vladimir Propps „Morphologie des Märchens" (1928) auseinander und kritisiert dessen Reduktion der Märchenfiguren auf sieben Funktionen und zeigt die unterschiedlichen „Metamorphosen der Volksliteratur" in der Entwicklung vom Mythos zum Kunstmärchen in Russland und der Ukraine. Sie konstatiert eine „national bedingte Diskrepanz in den Konstruktionen der Märchenfiguren" des Kunstmärchens: Die russischen Autoren „verfolgen mit ihren Texten und Figurenkonzeptionen partiell eher komische, satirische und parodistische Zwecke" und setzen damit die „folkloristische Märchentradition fort [...] Dem höheren Grad der Ästhetisierung des russischen Kunstmärchens steht die stärkere nationale Gebundenheit des ukrainischen Kunstmärchens gegenüber" (S. 232). Die „Marginalisierung der Ukraine in der Sowjetunion und ihre periphäre Stellung" hätten, so die Autorin, „zu einer stärkeren Ideologisierung des ukrainischen Kunstmärchens" geführt, für „die ukrainische Autoren" seien „nationalistische Fragestellungen und eine nationale Verankerung ihrer Texte essenzieller als für die russischen". Das ist eine mutige These, die von einer kulturell, sprachlich und national einheitlichen Ukraine zwischen L'viv, Charkiv und Doneck ausgeht.

W.K.

m* OST 2009. Österreichische Studierenden Tagung für SlawistInnen. Austracka Studencka Konferencja Slavistyczna Rakouská studentská konference pro mladé slavisty. Studenčeskaja konferencija slavistov v Avstrii / hrsg. v. Dagmar Heeg. – München u.a.: Sagner, 2011. – 206 S. – (Slawistische Beiträge hrsgg. v. Peter Rehder Band 479). – ISBN 978-3-86688-124-2 – € 32,00

Bereits das titelgebende Kryptogramm[1] spricht den Rez. an, weil er gelegentlich den Slawisten als doppelten Pontifex bezeichnet hat, dem die Brücken zu den slawischen Völkern einerseits und wohl komplizierter die Beseitigung von Animositäten zwischen den slawischen Völkern, erhebliche Kenntnisse und Fingerspitzengefühl erfordernd, fachliche Aufgaben sind. Das auch titelgebende Wort „most" meint expressis verbis die Verbindung zwischen slawistischen Instituten der Autoren und spricht auch die Jugend an, deren slawistische Vertreter vom 19.-21. XI. 2009 in Salzburg eine Tagung von Diplomanden und Doktoranden unter Salzburger slawistischer Federführung veranstaltet haben, deren Auswahlergebnis von 31 Beiträgen die anzuzeigende Veröffentlichung vereinigt.

Die Vortragenden kamen aus Russland, Tschechien, Polen, der Schweiz, Deutschland und Österreich, die sich bewusst bemühten, das gesamte „Spektrum der slawistischen Forschung" zu verdeutlichen (Vorwort S. 5). Sowohl Brückenzielsetzung der Veranstaltung, als auch breites Themenspektrum finden die volle Zustimmung des Rez., der auch gern die in dieser Zeitschrift bereits angesprochene Bemühung um „Netzwerke"[2] registriert, die hier spürbar wird, wie auch auf Parallelen vergleichbarer Veranstaltungen zu verweisen ist.[3]

Natürlich ist nicht zu erwarten, dass es möglich wäre, zahlenmäßig eine völlige Ausgewogenheit der berücksichtigen Slawinen zu erreichen. Das begrüßenswert breite thematisch-sprachliche Spektrum jedoch lässt elf Beiträge mit russischer Thematik, sechs mit tschechischer, vier mit polnischer, drei mit polnisch-tschechischer, zwei mit Bezug zu slawischen Sprachen und je einmal das Urslawische, slovenisch-tschechisch, die Habsburger Slawen, russisch-ukrainisch und polnisch/tschechisch/ukrainisch zu. Zwar fällt es nicht schwer, weißrussisch und Sorabistik zu vermissen und sich ssl. Thematik stärker vertreten zu wünschen, jedoch beeindruckt die Breite durchaus und lässt im o. Sinn Brückenbau erkennen.

Zugegebenermaßen etwas grob systematisiert betreffen die Beiträge neun Mal linguistisch-sprachwissenschaftliche Fragen, dreizehn Mal literaturwissenschaftlich-folkloristische und neun Mal kulturwissenschaftlich-politisch-wissenschaftsgeschichtliche.

Die Tagung sollte jungen Slawisten ermöglichen, sich einem internationalen Publikum zu präsentieren, Kontaktaufnahmen erleichtern und den wissenschaftlichen Diskurs fördern (Vorwort S. 5). Sie hat dieses alles hoffentlich erreicht. Die Veröffentlichung setzt diese Bestrebungen multiplikatorisch wirksam fort. Dieser „innerslawistischen" Wirkung ist genauso Erfolg zu wünschen, wie, angeregt durch komparatistische Beiträge zu slawisch-nichtslawischen Bezügen, der Wirkung über die Slawistik hinaus.

Mit einem Hinweis auf doppelten Brückenbau hatte die Besprechung begonnen. Sie soll mit einem doppelten Dank schließen. Er gilt einmal allen Beteiligten an dieser Veröffentlichung, die einen verheißungsvollen Anfang markiert, der wache Aufmerksamkeit verdient, zum andern aber auch im weiteren Sinn aller Förderung slawistischen Nachwuchses.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 Metzler Literatur Lexikon, Stuttgart, 1984, S.241f.

2 ABDOS-Mitteilungen 30, 2 , 2010, S. 45ff.

3 Ebda., 28,2,2008, S. 45; 29,1,2009, S. 35.

Solanus. International journal for the study of the printed and written word in Russia and East-Central Europe. New series Vol. 22 – London, 2011. – 247 p. – ISSN 0038-0903. – £ 25,00 (einschließlich Vers.)

Nach personell bedingter Pause bietet die unverzichtbare Zeitschrift unter dem neuen Redakteur Ray Scrivens, Cambridge, einen fulminanten Neustart mit einem Band, den mit intensiver Gratulation anzuzeigen man sich spontan entschließt. Der breite geographische Hintergrund der Zeitschrift[1] spiegelt sich in der Herkunft der Autoren und Rezensenten, die sieben Mal aus Großbritannien, sieben Mal aus den USA, drei Mal aus Russland und je einmal aus Kanada und Bulgarien kommen. Er spiegelt sich aber besonders in den behandelten Themen, die zwar mit russischem Schwerpunkt, jedoch historisch, gegenwärtig-aktuell und geographisch einen weiten Raum abstecken. Mit „Aleksej Teplov and the Free Russian Library in Whitechapel" lenkt Robert Henderson (S. 5ff.) den Blick auf einen „ins Volk gehenden" russischen Popensohn und seine bibliothekarischen Bildungsbemühungen. Einen ganz anderen „frühen" Blick in das russische Buchwesen bietet der von Gregory Walker übersetzte Beitrag Irina I. Zait-

sevas „A Book of Gospels from the family of the first Romanovs“ (S. 27ff.), gefolgt von einem instruktiven Beitrag zur amerikanischen slavistischen Bibliotheksgeschichte „The Past as Prologue: Building Yale University Library´s Slavic and East European Collection from the beginning of the Twentieth Century until today. Part I: 1896-1956“, (S. 43ff.) von Tatjana Lorković. In die Geschichte der gedruckten Russlandkunde – und damit bibliothekarisch wie wissenschaftsgeschichtlich gleich bedeutend – führt Karen Attar „The M.S. Anderson Collection of Writings on Russia Printed between 1525 and 1917: An Introduction“ ein (S. 63ff.), selbstverständlich auch deutschsprachige Veröffentlichungen berücksichtigend. Aus der Sicht des Rez. setzt Evgenii Aleksandrovich Gollerbakh „V. V. Rozanov i Izdatel´stvo ´Panteon`“ (S.79ff.) einen besonderen Schwerpunkt, der eine nur fünf Jahre währende Verlagsgeschichte mit einer der spannungsreichsten Gestalten der russischen Geistesgeschichte[2] verbindet und gestützt aus 241 (!) Fußnoten eine tief in die russischen geistigen und künstlerischen Auseinandersetzungen und Gedanken des silbernen Zeitalters führende Analyse vornimmt, in der er nahezu alle Vertreter des damaligen russischen literarischen und philosophischen Lebens berücksichtigt. Einen ukrainischen Bestandsaspekt behandelt Ksenya Kiebuzinski mit „History of the Ukrainian Collection at the University of Toronto Library” (S. 126ff.).

Auf den 8. Weltkongress für slawische Studien (ICCEES) in Stockholm 2010 gehen sechs Beiträge zurück, die sich thematisch dem bisher Gesagten gut einfügen. Die Verbindung von Bibliothekaren und Sammlungen verdeutlicht Harold M. Leich: „Librarians of Congress and the Russian Collections of the Library from the 19th Century to the Present Day“ (S. 144ff.). Der in der ABDOS bekannte Aaron Trehub[3] wiederum verbindet Technik mit Slavic Librarianship „Applications of Digital Technology to Slavic Librarianship” (S. 158ff.). Einen Akzent wegen der Berücksichtigung von Südslavica setzt Milan Grba „History and Development of the British Library Serbian Collections“ (S. 171ff.). Die letzten drei Beiträge sind dem Archivwesen gewidmet. Die „Altmeisterin“ auf diesem Gebiet, Patricia K. Grimsted behandelt „Archival Transition in Russia and the Legacy of Displaced European Archives“ (S. 185ff.), ein Thema, dessen Brisanz nicht unbekannt ist. Ähnliches kann man von Elena S. Danielsons Beitrag „Russian Archives Abroad: Safe Havens, Safe Return?“ (S. 201ff.) sagen. Übersetzt von Christine Thomas informiert Nikita Petrov über „Soviet State Security Archives and their Exploitation for Political Aims“ (S. 220ff.). In einem Besprechungsaufsatz meldet sich William E. Butler mit „Russian Provenance Resources” (S. 229ff.) zu Wort. Das ist informativ und leitet gleichzeitig zum Besprechungsteil des Bandes (S. 235ff.) über, der sechs fundierte und erhellende Besprechungen von C. L. Drage (S. 235ff.) (I. I. Frolova ed., Kniga v Rossii 1895 – 1917), M. Dewhirst (S. 237ff.) (Tsenzura v Rossii: istoriia i sovremennost´, vyp. 3, 4), George Cheron (S. 240f.) (L. Mnukhin, M. Avril´ and V. Losskaia, eds, Rossiiskoe zarubezh´e von Frantsii 1919-2000 T. I u. T. II), E. Kucharska-Beard (S. 241ff.) (Karol Estreicher 1827-1908), M. Grba (S.243f.) (D. Vukićević: Delo 1955-1992) und A. Miltenova (S. 244ff.) (Catalogue of the Slavonic Cyrillic Manuscripts of the National Széchényi Library) enthält, mithin Russisches, Polnisches, Serbisches und Kyrillisches verbindend.

Umsichtige Vielfalt von Bibliothek, Archiv, Buchwesen, Personalia, Historisches und Aktuelles überzeugt. Nach wie vor herrscht ein russischer Schwerpunkt, dem ohne seine Beeinträchtigung, stärkere Berücksichtigung der gesamten Slavica an die Seite zu stellen ist. Der Rez. macht keinen Hehl aus seiner Auffassung, Solanus als ein Musterbeispiel für Organe des Slavic Librarianship zu würdigen, das außerhalb der slavischen Länder, aber in engem Zusammenhang mit ihnen erscheint. Gute Wünsche für die weitere Entwicklung des Organs fallen leicht. Sind sie doch mit einem ungewöhnlich gewichtigen Dank an Herausgeber und Mitarbeiter verbunden, den abzustatten nicht nur dem engen Kreis des Slavic Librarianship obliegt.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 Der Rez. hat diesem Umstand bei seinen Bemühungen Rechnung getragen. S. Arbeiten und Bibliographien zum Buch- und Bibliothekswesen 15, 2008, S. 9.

2 K. Onasch trägt dieser Gegebenheit mit der Formulierung „Zwischen Crucifixus und Sexus“ in „Die alternative Orthoxie“, 1993, S. 145ff. Rechnung – S.a. Wassilij Rosanow, Solitaria, dtsch. v. Heinrich Stammler, Hamburg 1963.

3 Teilnahme an den ABDOS-Tagungen 1994, 1998, 2000. Referate 1994 im Tagungsband S. 104ff. und 1998, S. 205ff.

Klaus Steinke / Xhelal Ylli: Die slavischen Minderheiten in Albanien. T. 3: Gora. – München-Berlin: Verlag Otto Sagner, 2010. – 260 S.; 1 CD – (Die slavischen Minderheiten in Südosteuropa; 3) – (Slavistische Beiträge; 474) – ISBN 978-3-86688-112-9 – Brosch. – € 32,00

Dieser Band, der die Ergebnisse eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten deutsch-albanischen Projekts dokumentiert, verzeichnet das im Gora-Gebiet in Nordostalbanien aufgenommene slawische Sprachmaterial in Transkription und – in repräsentativen Teilen – als Audio-CD. Der Sprachanalyse und den Texten ist die Darstellung von Bevölkerungsstruktur und -dynamik, ethnischer Identität und Religion sowie Bildungswesen und Kultur vorangestellt, so dass auch die Regional- und die Minderheitenforschung von dieser Feldforschung profitieren.

W.K.

11. Sprachwissenschaft

Die Europäizität der Slawia oder die Slawizität Europas: ein Beitrag der kultur- und sprachrelativistischen Linguistik / hrsg. von Christian Voß und Alicja Nagórko. – München-Berlin: Verlag Otto Sagner, 2009. – 238 S. – (Studies on Language and Culture in Central and Eastern Europe; 2) – ISBN 978-3-86688-065-8 – Brosch. – € 32,00

Die hier dokumentierte Tagung 2007 an der Berliner Humboldt-Universität hat versucht, die slavistische Linguistik über die Frage nach dem Nexus von Kultur und Sprache in den Europadiskurs einzuführen. Die Autor(inn)en wollen „in einer ausgewogenen Argumentation

zwischen strukturbezogenen und kulturellen Faktoren zeigen, worin die Differenz Osteuropas besteht und wie sie sprachlich fassbar ist. Die postmoderne Leugnung der osteuropäischen Modernisierungsdefizite wirkt ebenso integrationshemmend wie die monokausale Betonung sozial-kultureller Traditionen” (S. 9). Im ersten Abschnitt „Kognitive Weltbilder” führt Tanja Petrović zunächst in die kulturrelativistische Linguistik ein, Katarina G. Rasulić wendet diesen Ansatz auf „verticality terms” im Serbischen und im Englischen an, während Angel G. Angelov auf „Ethnosemantics” am Beispiel von „folk etymological myth and the spread of meaning” eingeht. Unter der gemeinsamen Überschrift „Hybrider Kontaktraum Europa” findet man Beispiele von Mehrsprachigkeit: Wilna im 17. Jahrhundert (David Frick), Esperanto (Jouko Lindstedt), pejorative osmanisch-türkische Lehnworte im Bulgarischen (Maxim I. Stamenov) und die Sorben als „Marginalisierte” und als Minderheit (Roland Marti) sind die Themen. Drei kurze Beiträge streifen das Feld der Ethnolinguistik: „Should the computer mouse click differently in Polish?” (Mirosław Bańko und Marek Łaziński untersuchen unterschiedliche Bezeichnungen für das Geräusch), wie weiße Slawen ihre schwarzen Nachbarn nennen (zur negativen Konnotation von Wörtern – Marek Łaziński) und – am Beispiel ‘Tassen’ und ‘Gläser’ „Probleme kultureller Isoglossen” am Beispiel des Polnischen (Alicja Nagórko). Das abschließende Thema „Interlinguale Dimensionen” fragt ebenso nach der Kultur- und Sprachgebundenheit – und damit der Übertragbarkeit – von Konzepten: Hanna Burkhardt zeigt, wie Xenismen im polnischen IKEA-Katalog Fremdheit inszenieren und weist dabei auf kaum übersetzbare Geschlechterstereotypen hin. Danuta Rytel-Schwarz arbeitet anhand von Internationalismen im Tschechischen die Bedeutung der deutschen Vermittlung heraus.

W.K.

Languages and Cultures in the Caucasus. Papers from the International Conference „Current Advances in Caucasian Studies” Macerata, January 21-23.2010. Ed. by Vittorio Springfield Tomelleri, Manana Topadze, Anna Lukianowicz with the collaboration of Oleg Rumjancev. – München u.a.: Sagner, 2011, XXI, 664 S. – (Studies on Language and Culture in Central and Eastern Europe hrsgg. v. Christian Voß Bd. 16) – ISBN 978-3-86688-195-2 – € 49,80

Bereits 1971 sprach der Brockhaus von der „Spannung zwischen einer überwiegend historisch-philologischen Tradition und dem vermehrten Interesse an der Gegenwartsfrage der Länder des Orients“ und dem Anstreben einer Synthese statt einer Polarisierung beider Tendenzen, weil „gerade für die orientalischen Völker und Kulturen gilt, dass in der Reflexion ihrer Vergangenheit die Gegenwart transparent wird.“[1] Zehn Jahre später kennzeichnet er für die Kaukasistik „den heutigen Forschungsstand“ mit der „dominierenden Rolle der einheimischen, besonders der georgischen Sprachwissenschaft.“[2]

Eine imponierende lexikalische Arbeit über die Geisteswissenschaften aus dem Jahr 2011 erwähnt die Kaukasistik nur mit einem sehr speziellen Aspekt.[3] Schließlich erwähnt der Kürschner gerade 14 Fachvertreter für kaukasische Sprachen.[4] Diese Bemerkungen deuten auf ein gravierendes Problem des Verhältnisses wissenschaftsgeschichtlicher Befindlichkeiten zu politisch-historischen Gegebenheiten, nämlich ein Missverhältnis zwischen politisch-historischer Bedeutung von Regionen und ihrer Brisanz wie z. T. erheblichem Konfliktpotenzial und der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit ihnen gegenüber. Erinnert sei an die völlig unbefriedigende Situation von fünf slawistischen Lehrstühlen in Deutschland in der 1. Hälfte des 20. Jh.[5] und das tief belastete Verhältnis Deutschlands zu den slawischen Völkern im 20. Jahrhundert.

Diese Gedanken versuchen die Bedeutung des anzuzeigenden Konferenzbandes internationalen Profils mit geringer deutscher Beteiligung zu erfassen. Nach dem Vorwort (S. XIf.), das Gedanken enthält, die einleitend anklangen und einem zweisprachig georgisch-englischen Nachruf auf Michail Kurdiani (1954-2010) (S. XVff.) ordnet der Band das beeindruckend reiche Material der Konferenz in die zehn Kapitel: Language and Religion (S. 3ff., 3 Beiträge), History and Culture (S. 41ff., 10 Beiträge), Caucasian Studies (S. 177ff., 4 Beiträge), Contact Linguistics (S. 233ff., 10 Beiträge), Sociolinguistics (S. 353ff., 6 Beiträge), Lexicology (S. 397, 7 Beiträge), Armenian (S. 465ff., 3 Beiträge), West Caucasian Languages (S. 495ff., 3 Beiträge), Daghestanian Languages (S. 533ff., 4 Beiträge) Kartvelian Languages (S. 593ff., 5 Beiträge). Von diesen 55 Beiträgen sind 28 in Englisch und 27 in Russisch, darunter eine russische Zusammenfassung eines georgischen Beitrags, geschrieben.

Der Verbindung von Sprach- und Kulturwissenschaft, wie der Band sie überzeugend dokumentiert, kann man nur, und muss man auch, betont zustimmen. Einzelsprachliche, vergleichende Studien, kaukasisch-außenkaukasische Beziehungen kommen zu Wort. Das entspricht der Bedeutung der dahinterstehenden Region und ihrer Kultur. An das ambivalente Gewicht des Kapitels Russland und des Kaukasus braucht man nicht zu erinnern. Der Anstoß, den der Band für weitere Forschung gibt, ist erheblich. Man wünscht ihn sich für Deutschland besonders stark, worauf ein wünschenswertes Autorenverzeichnis auf seine Weise aufmerksam machen könnte, das genauso hilfreich wäre wie ein Register.

Über den mehrdimensional sachlichen Ertrag der Einzelbeiträge dient der Band bemerkenswert der Profilierung des kulturellen Gewichts der Region und ihrer Wahrnehmung. Zu wünschen ist darüber hinaus eine tiefer gehende Bewusstseinswirkung. Der Dank dafür reicht in die Dimension, die weitgehend der Erhellung einer terra incognita für viele entspricht.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1. Brockhaus, XIII, 1971, S. 806.
2. Ebda., XXV, S. 308.
3. Helmut Reinalter, Peter J. Bremer (Hg.): Lexikon der Geisteswissenschaften, Wien u.a., 2011, S. 1029.
4. Kürschner, 2011, S. 5282.
5. Wilhelm Zeil: Slawistik in Deutschland, Köln u.a., 1994, S. 467.

Aleksander Pavkovič: Tschechisch und Slovenisch im Vergleich ihrer schrift- und standardsprachlichen Entwicklung. – München-Berlin: Verlag Otto Sagner, 2011. – 265 S. – (Slavistische Beiträge; 478) – ISBN 978-3-86688-123-5 – Brosch. – € 32,00

Anders als der Titel verspricht, beschränkt sich der Autor in seiner Münchner Dissertation auf die Anfänge der modernen schriftsprachlichen Entwicklung bei Tschechen und Slowenen in der „langen" zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, d.h. von Pohl (1756) und Pohlin (1763) zu Dobrovský (1813) und Kopitar (1808), also von den Anfängen der modernen Grammatik und Sprachforschung bis zur ersten Generation der „nationalen Wiedergeburten", nach sprachwissenschaftlichem Ansatz (etwa der Wirkungen Gottscheds), Inhalten, Forderungskatalogen und Wirkungen. In der vergleichenden Untersuchung der lange von der Forschung vernachlässigten älteren Sprachwissenschaft arbeitet Pavkovič Gemeinsamenkeiten und Unterschiede von Sprachbeschreibung und sprachpolitischem Ansatz heraus: Eine interessante Untersuchung zur Sprach- und zur Wissenschaftsgeschichte, die neugierig auf mehr macht.

W.K.

Grażyna Milinska: Praxis des Übersetzens. Polnisch-Deutsch / Deutsch-Polnisch. Mit Übungen, Kommentaren und Fehleranalysen. – München: Oldenburg, 2011. – X, 262 S. – Pappbd. – ISBN 978-3-486-70350-4 – € 34,80

Das anzuzeigende Buch atmet durchweg Praxis. Langjährige einschlägige didaktische und Prüfungspraxis der Verf.in ist übersichtlich und zuverlässig zwischen zwei Buchdeckel geflossen. Die Verf.in drückt diesen Sachverhalt im Vorwort mit dem Satz aus „Translationstheorien… sind nicht Gegenstand dieses Buches." Im bibliographischen Abschnitt (S. 258ff.) fügt sie dafür einen Punkt Translationswissenschaft[1] (S. 260f.) ein, der theoretisch für Interessierte über die Praxis hinaus führt. Übersichtlich und überlegt angelegt, besteht das Buch aus 20 unterteilten Kapiteln, die zur Hälfte (1-10) Übungen bieten und zum anderen (11-20) Lösungen und Fehleranalysen. Den Adressatenkreis von Studierenden, Prüfungskandidaten, Übersetzern und Dolmetschern, sowie Bemühte im Selbststudium hat die Autorin fest im Blick. Die ausgewählten Texte sind der deutschen und polnischen Presse entnommen, sehr aktuell, ohne – das ist selbstverständlich – alle möglichen Themen berücksichtigen zu können, das politische Leben überwiegt. Fehlerfrei hat sich nach Stichproben ein differenzierter, zweispaltiger Index (S. 250ff.) erwiesen. Der Quellennachweis ist nötig und genau (S. 255ff.), Bibliographien und Internetquellen (S. 258ff.) sind erfreulich nicht überladen und deshalb praktisch-hilfreich.

Das Buch setzt gegen Theorieüberlastung einen höchst nützlichen Kontrapunkt. Es sollte für andere Sprachen anregend wirken. Recht angewendet ist es von hohem Wert für das Verstehen von aktuellen Texten in deutscher und polnischer Sprache. Wer wollte diesen Wert unterschätzen? Ins Globale transponiert, passt es in eine zusammenwachsende Welt mit tausenden von Sprachen und hunderttausenden von Dialekten.

Neben der Übersetzung literarischer Texte, wofür auf Dedecius[2] verwiesen sei, tritt damit die Bedeutung des Verstehens der aktuellen Gebrauchssprache in das Licht, das es verdient. Die Autorin verdient dafür betonten Dank.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 Merker/Sammler III, 539, IV, 588f; Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, hrsg. v. A. Nünning, Stuttgart, 2001, 649ff. Th. Anz (Hrsg.), Handbuch der Literaturwissenschaft II, 2007, S. 400.

2 Suche die Meinung: K. Dedecius, dem Übersetzer und Mittler zum 65. Geburtstag, hrsg. v. E. Grözinger, Wiesbaden, 1986. – Karl Dedecius und das deutsche Polen-Institut: Laudationes, Berichte, Interviews, Gedichte: Für Karl Dedecius zum 70. Geburtstag, hrsgg. v. M. Mack, Darmstadt, 1991.

Katrin Schlund: Genese und Gebrauch von Höflichkeitsformen im Serbischen und Deutschen: ein funktionales Modell der Höflichkeit und seine Anwendung. – München – Berlin: Verlag Otto Sagner, 2009. – 260 S. – (Slavistische Beiträge; 470) – ISBN 978-3-86688-082-5 – Brosch. – € 32,00

Nach der Diskussion linguistischer Höflichkeitstheorien entscheidet sich die Autorin in ihrer Heidelberger Dissertation für das „postpragmatische Verständnis, das Höflichkeit als Medium der Beziehungsgestaltung entwirft und somit sozial-kollektive und individuell-strategische Komponenten der Höflichkeit miteinander verbindet und darüber hinaus auch der Diskursivität der Höflichkeitskonstruktion Rechnung trägt" (S. 161). Bei der Analyse konzentriert sich die Autorin auf höfliche Routineformeln und entwickelt daraus den Ansatz für eine funktionale Betrachtungsweise, die sie in der Folge auf authentisches serbisches und deutsches Sprachmaterial anwendet, wobei sich im Deutschen und im Serbischen ein zweigliedriges Modell aus Solidaritäts- und Distanzhöflichkeit als sinnvolles Beschreibungsinstrument erweist. Die systemischen Unterschiede zwischen dem Serbischen und dem Deutschen erklärt sie von einem diachronen Ansatz aus auch durch sozialen Wandel. Schlund sieht eine Tendenz, dass sich die serbischen Höflichkeitsformeln und -konzepte „in Zukunft an deutsche bzw. westliche Standards angleichen werden" (S. 164): Ein interessanter linguistischer Beitrag zur kulturellen Differenz!

W.K.

Nataša Tolimir-Hölzl: Bosnien und Herzegowina: sprachliche Divergenz auf dem Prüfstand. – München-Berlin: Verlag Otto Sagner, 2009. – 271 S. – (Studies on Language and Culture in Central and Eastern Europe; 5) – ISBN 978-3-86688-086-3 – Brosch. – € 32,00

Anhand von in deutscher Übersetzung in wesentlichen Ausschnitten abgedruckten Interwiews mit Studierenden in Bosnien und der Herzegowina, mit Sprecher(innen) der serbischen und der kroatischen Variante, in den Jahren 2003 und 2004 untersucht die Autorin mit qualitativen und quantitativen Methoden deren Sprachusus und Sprachattitüden: „Damit wird die Sprachentwicklung jener Generation beleuchtet, die mit dem Wandel vom Serbokroatischen zum Bosnischen, Kroatischen und

Serbischen innerhalb Bosniens von Anfang an – im Wesentlichen über Bildungseinrichtungen und Medien – konfrontiert wurde" (S. 5). Nach einem kurzen theoretischen Teil über Sprache und Nation führt Tolimir-Hölzl in Geschichte und Identität der Bevölkerung des behandelten Raums ein, zeigt dann Sprachpolitik und Sprachpraxis in den Entwicklungen von Annäherung und Divergenz in Bosnien und der Herzegowina zwischen den Entwicklungen in Serbien und Kroatien. Das ist knapp und informativ und führt sehr ordentlich in das Zentrum der Untersuchung ein, den aktuellen sprachlichen Differenzierungsprozess ein gutes Jahrzehnt nach dem Auseinanderfallen Jugoslawiens. Das Ergebnis entspricht allerdings weitgehend den Erfahrungen der sprachpolitischen Auseinandersetzungen seit den 1960er Jahren: „Die sprachliche Divergenz [...] richtet sich nicht nur nach der ‚Ethnie'. Ein wichtiger Faktor sind gleichzeitig die Mehrheitsverhältnisse vor Ort" (S. 216). Tolimir-Hölzl bietet eine Momentaufnahme zum Sprachverhalten, aber auch zu Identifikationen und Identitäten von Vertreter(inne)n der 2003/04 studierenden Generation. Es wäre nicht nur wissenschaftlich reizvoll, ihren Fragestellungen in regelmäßigen Abständen noch einmal nachzugehen.

W.K.

12. Kunst- und Architekturgeschichte

NS-Architektur: Macht und Symbolpolitik / Hrsg.: Tilman Harlander, Wolfram Pyta. – Berlin: Lit, 2010. – 270 S. – (Kultur und Technik; 19) – ISBN 978-3-643-10944-6 – Brosch. – € 29,90

Der reich mit Fotografien, Skizzen und der Abbildung von Plänen ausgestattete, zum Teil auf neu zugänglichen Quellen beruhende Band dokumentiert eine Tagung im Juni 2009 an der Universität (bis 1967 Technische Universität) Stuttgart, deren Architekturabteilung an der Fakultät für Bauwesen in den Jahren zwischen 1919 und 1945 ihre stärkste Wirkung hatte. Für die Arbeiten der dort neben Paul Schmitthenner lehrenden Architekten des Stuttgarter Hauptbahnhofs (1914-1928) Paul Bonatz und Friedrich Scholer prägte der renommierte Werner Hegemann 1928 den Begriff der „Architektur-Schule Stuttgart", seither bekannt als „Stuttgarter Schule" (vgl. hier Dietrich W. Schmidt: Die Architekturschule Stuttgart 1919-1945, S. 169-191, der ihre Anpassung an die nationalsozialistische Architekturideologie verfolgt). In der Einführung „NS-Architektur: Macht und Symbolpolitik" resümieren die Hrsg. den Forschungsstand zu Architektur und „Raumplanung" im Nationalsozialismus und weisen darauf hin, dass von „Modernisierung" immer nur „in einem sehr ambivalenten, eingeschränkten Sinn gesprochen werden kann" (S. 8). Sie stellen am Beispiel der repräsentativen NS-Architektur die „massenwirksame ästhetische Formung des Politischen" (S. 9) und problematisieren das Verhältnis von Kunst und Macht. Raumplanung und Raumforschung waren disziplinübergreifende Politikfelder, deren Behandlung das weit gefächerte Themenspektrum des Bandes abrunden.

Christoph Raichle zeigt die Inszenierung von „Nähe und Ferne in Hitlers Monumantalbauten". Werner Durth illustriert an drei Beispielen den Zusammenhang von „Städtebau und Macht im nationalsozialistischen Staat": Architektur als Medium der Propaganda insbesondere am Beispiel des Münchner „Hauses der Kunst", die „Gauhauptstadt Weimar" als Musterbeispiel für die Neugestaltung der Städte im nationalsozialistischen Sinn und die Planungen des „Generalbauinspektors" Albert Speer und deren Opfer, insbesondere jüdische Wohnungsinhaber, durch die Freiziehung von Wohnungen für die „Abrissmieter" aus den Planungsgebieten. Harald Bodenschatz vergleicht den Städtebau des faschistischen Italien mit dem des nationalsozialistischen Deutschland. Die Architektur der Ordensburgen der *Deutschen Arbeitsfront*, Vogelsang (Eifel), Crössinsee (Krössinsee) in der Nähe der Stadt *Falkenburg* in *Pommern* (poln. *Złocieniec*) und Sonthofen, untersucht Michael Flagmeyer unter besonderer Berücksichtigung von Vogelsang und diskutiert abschließend die Problematik der heutigen Nutzung. Mit dem baulichen Zustand eines der – wenn auch in schlechtem Zustand – erhaltenen, wie geplant militärisch nachgenutzten Mannschaftsgebäude des Olympischen Dorfes, „Haus Schandau", befasst sich Emanuel Hübner. Joe Sollich untersucht die Rolle des Architekturbüros Herbert Rimpl, das von Fabrikbau bis zur Stadtplanung für Salzgitter im gesamten Deutschen Reich gearbeitet hat (der Geburtsort in Schlesien heißt heute *Małomice*, nicht „Malomize" [S. 119]). Nach dem „Anschluss" des „Reichsgaus Sudetenland" plante dort das Büro Rimpl, ebenso in Rumänien und in der besetzten Ukraine (S. 128). Sollich verfolgt die Tätigkeit Rimpls, dessen Arbeiten noch lange nach 1945 als „vorbildlich" gelobt wurden, in der Nachkriegszeit. Im Kontext der „Blitzkriegserfolge" wurden 1940 Planungen für den „sozialen Wohnungsbau" der Nachkriegszeit begonnen. Die dem „Reichswohnungskommissar" Robert Ley 1941 als Forschungsstelle unterstellte *Deutsche Akademie für Wohnungswesen* versuchte vergebens, die Rivalitäten in den polykratischen Strukturen des NS-Staats auszuschalten, förderte aber in den Abteilungen „Baustoffe" und „Rationalisierung des Bauvorgangs" Entwicklungen, die, wie Arne Keilmann nachweist, in beiden deutschen Staaten den Wiederaufbau nach 1945 wesentlich beeinflussten.

Der „Stuttgarter Schule" sind neben Schmidts Übersichtsdarstellung drei weitere Beiträge gewidmet: „Die Neugestaltungspläne der *Stadt der Auslandsdeutschen* Stuttgart" (Roland Müller), der Rolle von Paul Bonatz beim Brückenbau für die Reichsautobahnen auch während des Zweiten Weltkriegs im besetzten Polen (Roland May) und den deutschen Planungen und Bauten im annektierten Elsass (Wolfgang Voigt). Mit dem Abriss der „demographischen Aporien der NS-Raumplanung im Osten", d.h. in den vom Deutschen Reich besetzten Gebieten 1941 bis 1944, erweitert Karl R. Kegler die Perspektive und kritisiert die Rezeption von Walter Christallers nach 1945 oft gelobtem Zentralortskonzept und arbeitet die Widersprüche zwischen Großraumphantasien und Abwanderungs- und Überalterungsängsten auf. Die Kontinuitäten untersuchen wollen auch Wendelin Strubelt, Jörg Blasius und Detlef Briesen im abschließend entworfenen Projekt „Raumplanung und

Raumforschung des 20. Jahrhunderts im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher und technischer Entwicklung", das zumindest für die Zeit des – hier nicht thematisierten – Ersten und des Zweiten Weltkriegs auch wesentliche Aufschlüsse für das östliche Europa erwarten lässt.

W.K.

13. Kulturgeschichte

Anna Briskina-Müller, Armenuhi Drost-Abgarjan, Axel Meißner (Hg.): Logos im Dialogos. Auf der Suche nach der Orthodoxie. Gedenkschrift für Hermann Goltz (1946-2010). – Berlin: LIT Verlag, 2011. – V, 620 S. – ISBN 978-3-643-11027-5 – € 69,90

Am „Parsifal" zerbrach bekanntlich die Freundschaft zwischen Wagner und Nietzsche, der in diesem Werk eine von ihm verpönte Hinwendung zum Katholizismus sah. Stravinskij wiederum verwirrte das Werk, weil er seinen Gegenstand nicht für die Oper geeignet verstand, sondern für die Liturgie. An beiden Reaktionen ist im Wesen die Wirkung des Gesamtkunstwerks spürbar, das Entgrenzung zwischen Gattung, Stilen und Zeiten anstrebt unter Einbeziehung von Architektur und Technik und das im Terminus „Weihespiel" eine unüberhörbare religiöse Grunddimension hat.[1] Diese ist inspiriert von der Ganzheit und Fülle des Religiösen im Unterschied zu aller menschlichen Begrenztheit. Mit Bedacht hat der Rez. bereits vom Gesamtkunstwerk der Orthodoxie gesprochen[2], zu dem der betont kosmische Aspekt der Orthodoxie, gespeist von massiver Inkarnationstheologie beiträgt, die letztlich Solov'evs „Alleinheit" ermöglichte, die wiederum in den Umkreis des Gesamtkunstwerks gehört.[3]

Die in ihrem Konzept uneingeschränkt überzeugende Gedenkschrift für Hermann Goltz regt Gedanken dieser Art an, weil sie Orthodoxie wörtlich, „beim Wort", nimmt und in ihrem Verständnis rechten Glaubens und rechter Anbetung (S. 3) letztlich alle Christen zu „Orthodoxen" macht, die auf der „Suche nach der Orthodoxie" sind und damit Ökumene neu verständlich macht. Das hieraus erwachsene Konzept dieses Bandes lässt demzufolge in 50 Beiträgen 51 zwischen 1929 und 1973 geborene Autoren aus 10 Ländern in deutscher, englischer, russischer und bulgarischer Sprache zu Wort kommen, die eine beeindruckende Interdisziplinarität von Theologie, Ethnologie, Philologie, Philosophie, Politik, Jura, Historie, Kunstgeschichte und Kirchenmusik repräsentiert und Orthodoxie auf ihre Weise als Gesamtkunstwerk verdeutlichen.

Der geistreich zutreffende Titel der Gedenkschrift wird in 12 logoi prologos (1 Beitrag) S. 3, biographikos (1 Beitrag) S. 7, armenologikos (4 Beiträge) S. 19, exegetikos (3 Beiträge) S. 77, historikos (13 Beiträge) S. 129, ikonographikos (4 Beiträge) S. 283, liturgikos (4 Beiträge) S. 333, oikumenikos (8 Beiträge) S. 375, theologikos (6 Beiträge) S. 463, philologikos (3 Beiträge) S. 523, koinoniologikos/ philosophikos (2 Beiträge) S. 583, bibliographikos (1 Beitrag) S. 605 – entfaltet. Die Auswahlbibliographie von Hermann Goltz umfasst 157 Veröffentlichungen und belegt die Stimmigkeit der inhaltlichen Weite seiner Gedenkschrift. Eindrucksvoll ausgewählte Bildbeispiele mit Nachweis (S. 619) lassen genauso an das Gesamtkunstwerk denken wie das Autorenverzeichnis (S. 615).

Natürlich wären bei einem so erstaunlichen Werk Register nötig und hilfreich, aber wer sollte sich der wenig dankbaren Aufgabe ihrer Herstellung unterziehen bei einem auch terminlich unter Druck stehendem Werk wie einer Gedenkschrift, die außerdem als Festschrift geplant und konzipiert wurde?

Begreiflicherweise muss der Rez. darauf verzichten, auf 50 Beiträge einzeln und gründlich einzugehen. Dass diese im Umfang und Gewicht, im aktuellen oder historischen Bezug unterschiedlich sind, ist selbstverständlich. Gelegentlich beigegebene Untertitel erklären die Vielfalt der in diesem Band anzutreffenden Genres von Beiträgen und ihrer Zielsetzungen. Einzelne Zensuren zu vergeben wäre unangemessen und störte den Gesamteindruck. Schließlich ist ein bewundernswertes Florilegium unterschiedlicher Blumen in Form klassischer Aufsätze, Projekte, Überlegungen entstanden, das einen großen Gelehrten würdig ehrt und hervorragend in die Konzeption eines Gesamt im angedeuteten Sinn sich einordnet. In diesem ökumenischen Gesamt schwächen sich verschiedenen kirchliche Traditionen und theologische Gegensätze ab und werden zu verschiedenen Akzentsetzungen. In diese Richtung wies schon der Aufsatz von Hermann Kunst in der Festschrift für Helmut Class mit Blick auf die Kirchenväter und ihre Bedeutung für die evangelische Theologie.[4]

Die Ambivalenz alles Menschlichen lässt freilich die Frage an das Gesamtkunstwerk zu, ob es Turmbau zu Babel meint oder Vergöttlichung. Die o. bereits angesprochene Inkarnationstheologie der Orthodoxie macht die Antwort auf diese Frage in unserem Zusammenhang leicht. Sie ergibt sich von selbst. Der Rez. legt diese Gedenkschrift tief befriedigt und beruhigt aus der Hand und wandelt das berühmte militärische Wort Schlieffens[5] ab zu „Macht mir den orthodoxen Flügel stark" – im eingangs erwähnten Sinn. Sachgerecht haben die Autoren dieser Gedenkschrift dieses getan. Gegen den bitteren Stachel der zur Gedenkschrift gewordenen Festschrift für Hermann Goltz, dem wenig mehr als 64 Jahre Lebenszeit beschieden waren, lässt der Rez. die für den Geehrten lebenswichtige Musik zu Gehör kommen. Er übergibt das Wort an Brahms, der durchaus Affinität zum Gesamtkunstwerk hatte, und sein „Deutsches Requiem"[6]. Zitiert sei die zu hörende Musik des „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an"[7]. Seine Werke folgen ihm auch durch diese Gedenkschrift nach. Darin beruht der tiefste Dank für ihre Verfasser.

Horst Röhling

(Anmerkungen)

[1] LThK4. 2009, 542f.; Merker-Stammler, 2001, II, 104, 106 et passim; Handbuch der Literaturwissenschaft, 2007, II, 429; Metzler Literaturlexikon, 1984, S. 170.

[2] Informationsmittel für Bibliotheken 8. 200, S. 309; Bulgarien-Jahrbuch 2002/3, S. 197; ebda.2009/10, S. 175.

[3] RGG 4. Aufl. VII, 2008, 1432g.; LThK IX, 2009, 714f. Der Drang zum Gesamtkunstwerk ist auch in der Philosophie Fedorovs spürbar, die auch auf die Wiederbringung aller Dinge abzielt. M. Hagemeister: Nikolaj Fedorov, München, 1989.

Der russische Kosmismus sei wenigstens erwähnt. Hageneister: Nikolaj Fedorov und der „russische Kosmismus“. In Russische religiöse Philosophie, Stuttgart, 1992, 159ff.

[4] 1913-1998. Deutsche Biographische Enzyklopädie der Theologie und der Kirchen I, 239; 1907-1999; ebda., 814f.; RGG IV, 1891f. Die Festschrift hat den gewichtigen Titel „Zukunft aus dem Wort“ und Kunst sprach in seinem Plädoyer für die Aufmerksamkeit der evangelischen Theologie gegenüber den Kirchenvätern von „pia desideria“.

[5] Deutsche Biographische Enzyklopädie VIII, 676; Biographisches Wörterbuch deutscher Geschichte III, 2506ff.

[6] Ein Hinweis auf einen logos mousikos ist in diesem Zusammenhang sach- und besonders personengerecht. Deutsche Biographische Enzyklopädie der Musik I, 2003, 98f.; Komponisten-Lexikon, 2003, 73ff.

[7] Offb. 14,13.

Memel als Brücke zu den baltischen Ländern: Kulturgeschichte Klaipėdas vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert / hrsg. von Bernhart Jähnig. – Osnabrück: fibre, 2011. – 246 S. – (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung; 26) – ISBN 978-3-938400-76-02 – Geb. – € 36,00

Der Band enthält elf Vorträge der Kommissionstagung 2009 in Klaipėda. Vier historische Beiträge behandeln Memel im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Vladas Žulkus umreißt die Entwicklungslinien der Stadt von der Gründung bis ins 17. Jahrhundert unter wesentlicher Einbeziehung der historischen Topographie. Bernhart Jähnig skizziert „Memel als Angriffspunkt der Litauer während der Zeit des Deutschen Ordens” bis zum Frieden vom Melnosee 1422, als der Orden auf Samaiten verzichten musste. Wesentlich aus dem in jüngster Zeit auch durch ihn selbst edierten Briefwechsel zeigt Stefan Hartmann „Die Brückenfunktion Memels in der Korrespondenz Herzog Albrechts [von Preußen] mit Livland, während Andrzej Groth die Bedeutung des Memeler Hafens in den Jahren 1664 bis 1772 darlegt. „Literatur und Selbstverständnis”, also wohl Identität, ist der zweite Themenblock überschrieben: Arūnas Baublys erörtert auch die Probleme, die sich bei der Erforschung der „konfessionellen [und nationalen] Identitäten der Stadt Memel/Klaipėda im 19./20. Jahrhundert” stellen. „Die memelländische Identität nach dem zweiten Weltkrieg” beschreibt am Beispiel der lutherischen Gemeinde Wannagen (Vanagai) Silva Pocytė einschließlich der Konflikte zwischen den lutheranischen litauischen Memelländern und den überwiegend katholischen litauischen Neusiedlern. „Kulturtransfer in den [litauischen] Übersetzungen der Werke” des in Matziken (Kreis Heydekrug) geborenen Schriftstellers Hermann Sudermann (1857-1928), dessen Werk zum größeren Teil in Preußisch-Litauen (Kleinlitauen) spielt, untersucht Inga Rinau. Unter der Überschrift „Dichtung als Loblied Gottes” entdeckt Renate Knoll „Mystik als Lebensform des ostpreußischen Lyrikers und Schriftstellers Fritz Kudnig” (1888-1979) und vergisst dabei nicht seine regionale Bedeutung für Memel. „Politische Memellandprobleme” in der Zwischenkriegszeit behandeln Lutz Oberdörfer („Die Großmächte und die Zukunft des Memellandes 1919 – 1924/25”), Rikako Shindo („Das Binnschiffahrtsabkommen von 1923” als deutsch-litauischer Verständigungsversuch) und Dietmar Willoweit (aus verfassungsrechtlicher Perspektive zur „memelländischen Verfassungskrise” 1931/32 und zum dazu gefällten Urteil des Ständigen Internationalen Gerichtshofs in Den Haag).

Das ist in der Summe alles sehr ordentlich und informativ, bleibt aber punktuell. Ein Teil der Tagungsbeiträge vor allem auch litauischer Referent(inn)en vor allem zum 19. und 20. Jahrhundert und zur Memeler und memelländischen Identität konnte, worauf der Hrsg. im einleitenden „Geleit” bedauernd hinweist, an dieser Stelle nicht gedruckt werden, so dass man sich mit diesen Teilaspekten zufrieden geben muss. Wirklich kontroverse Themen scheint es, legt man diesen Band zugrunde, zwischen der deutschen und der litauischen Forschung zur Stadt Memel und zum Memelgebiet nicht zu geben, jedenfalls wenn man die Frage der litauischen Nationalbewegung im preußischen „Kleinlitauen”, die Deutsche Minderheit im verniedlichend ‘Memelland’ genannten Memelgebiet und vor allem den Ersten und den Zweiten Weltkrieg aus der Perspektive herausnimmt, um das schöne Bild von „Memel als Brücke” (warum nicht erst einmal nach Litauen?) nicht zu stören.

W.K.

Ottoman and Habsburg Legacies in the Balkans: Language and Religion to the North and to the South of the Danube River / ed. by Christian Voß. – München-Berlin: Verlag Otto Sagner, 2010. – 310 S. – (Studies on Language and Culture in Central and Eastern Europe; 8) – ISBN 978-3-86688-098-6 – Brosch. – € 38,00

Drei Beiträge zum Verhältnis von Sprache, Religion und Ethnizität im ehemals osmanischen, vier zum ehemals habsburgischen Südosteuropa, d.h. zu Bosnien und zum Sandžak bzw. zum serbischen Banat sollen „deutlich” machen, „wie die *legacy* habsburgischer und osmanischer Vergesellschaftungsprozesse in der Dialektik von Sprache und Religion bis heute nachwirkt und die Donau als Kulturgrenze zwischen dem Erbe der Habsburger und der Osmanen hervortritt” (Voß: Einführung, S. 7). Markus Koller verfolgt die Entwicklung von der „Osmanisierung” des Balkan über die „Entosmanisierung” im 18. Jahrhundert bis zu den Versuchen einer „Reosmanisierung” im 19. Jahrhundert. Mittels der Analyse von Pressetexten untersucht Milena Marić-Vogel „Language as Mirror of War and Peace” (S. 35-99) am Beispiel Bosnien-Herzegowinas und seiner aktuell drei Standardsprachen. Christoph Giesel beschreibt „Sprachpolitik als Identitätspolitik” am Beispiel der Einführung des Unterrichtsfachs „Bosnisch” im serbischen Sandžak (S. 101-196). Im – in längeren Zeiräumen gedacht ebenfalls postosmanischen – serbischen Banat hat Philipp Wasserscheidt „Mehrsprachigkeit und Sprachwandel bei Ungarischsprechern” (S. 197-246) am Beispiel des Dorfes Ivanova in der Nähe Belgrads durch Feldforschung untersucht. Er zeigt einerseits das Verschwinden des Ungarischen aus der Öffentlichkeit, aber auch die Auswirkungen der negativen Haltung der Ungarischsprechenden gegebenüber dem Gebrauch des negativ konnotierten ungarischen regionalen Dialekts, lässt sich allerdings auch nicht auf Prognosen oder den Versuch einer Generalisierung ein. In der Umgebung der Stadt Subotica an der Grenze zu Ungarn

hätte Wasserscheidt in seiner interessanten Studie vermutlich abweichende Ergebnisse konstatieren können. Marija Vučković vergleicht auf der Grundlage von Feldforschungen das Verhältnis von „Language and Religion" bei zwei anderen Minderheitengruppen im serbischen Banat, den orthodoxen bulgarischen Paulikanern mit eigener Kirchensprache und den kroatisch-kajkavisch sprechenden römisch-katholischen Kroaten, deren religiöse Gebrauchsliteratur in der modernen neuštokavischen kroatischen Standardsprache verfasst, deren regionale Kirchenorganisation jedoch überwiegend die Kirche der ungarischen – und weitgehend an diese Gruppe akkulturierten deutschen – Minderheit ist. Marija Ilić („Those were all Serbian villages by the Danube") zeigt am Beispiel der serbischen Minderheit in einem 30 Kilometer südöstlich von Budapest liegenden Dorf, dass das narrative kommunikative Gedächtnis sich wesentlich auf die lebensgeschichtliche Erfahrung des letzten Jahrhunderts beschränkt, auch wenn es die ältere Geschichte, hier die „große Wanderung" des Jahres 1690 und vage nationale Raumkonzepte weitertransportiert.

Ivo Žanić untersucht die sprachlich bedingten Integrationsprobleme ekavischsprachiger Kriegsflüchtlinge im ijekavischen Kroatien, weist auf historische Parallelen hin und betont das „Phänomen der nichtreziproken Verständlichkeit" und zeigt, dass „die Funktionsweise ethnischer Marker innerhalb ein- und derselben Sprache perzeptionsbedingt und subjektiv ist" (S. 11). Er zeigt – wenn auch nicht explizit – mit seinem Beitrag, dass die vorgeblich „nationalen" Varianten des Serbokroatischen eben doch eher aus regionalen und sozialen Zusammenhängen zu erklären sind. Die Beiträge, die nicht in das Prokrustesbett der aufsatzbandüblichen Kurzform gepresst sind, beruhen, Kollers einleitende Übersicht ausgenommen, auf Feldforschungen der Autor(inn)en vor Ort und zeigen die Leistungsfähigkeit linguistischer Forschung, die sich politischen und gesellschaftlichen Fragen öffnet.

W.K.

Pravda. Diskurse der Gerechtigkeit in der russischen Ideengeschichte. Beiträge der Tagung der Forschungsgruppe „Russische Philosophie" und des Verbundsprojekts „Kulturen der Gerechtigkeit". Bochum, 29.- 30. Oktober 2009. Hrsgg. v. Holger Kuße und Nikolaj Plotnikov – München u. a.: Sagner, 2011. – 235 S. – (Specimina Philologiae Slavicae begr. v. O. Horbatsch u. G. Freidhof, hrsgg. v. P. Kosta, H. Kuße u. Franz Schindler Bd. 164) – ISBN: 978-3-86688-153-2 – € 30,00

Rezension unter 9: Literatur/Literaturgeschichte

Jiří Smrž: Symphonic Stalinism. Claiming Russian musical classics for the new soviet listener, 1932-1953. With an introduction of Peter Solomon and Thomas Lahusen. (University of Toronto). – Berlin u.a.: Lit Verlag, 2011. – XV, 187 S. – ISBN 978-3-643-10448-9 – € 29,90

Bei der Erforschung der Gründe für das Ende der Sowjetunion spielen naturgemäß ökonomische, politische und finanzielle Fragen eine dominierende Rolle. Nach vorn gerückt werden weniger Probleme, die in den geisteswissenschaftlichen und kulturell-künstlerischen Bereichen zu Hause sind. Unterschätzen darf man sie allerdings nicht[1], weil es in der ideologischen Festlegung um umfassende, alle Bereiche des menschlichen Lebens und der staatlichen Gestaltung betreffende Ansprüche ging. Unbewusst waren diese Gegebenheiten allerdings auch nicht, da das Spannungsverhältnis von Geist[2], Kultur, Literatur und Ideologie sehr wohl bekannt war und ist, wie zeitgenössisch aus der Germanistik zu erfahren war[3], nahezu prophetisch-theologisch, religiös-philosophisch zu vernehmen war.[4]

Spektakulärer und breiter bekannt vollzogen sich Prozesse der Auseinandersetzung zwischen kulturellem Erbe, entsprechender Wissenschaft und Ideologie vor allem auf dem Gebiet der Literatur. Das anzuzeigende Buch widmet sich mit großer Sachkenntnis diesen Fragen auf dem Gebiet der Musik, personifiziert an Komponisten, Musikwissenschaftlern und ideologischen Vertretern des sozialistischen Realismus[5], der prima vista sich als monolithisch zeigte und gab. Post festum kann die Wissenschaft den monolithischen Charakter seiner Position mehr als in Frage stellen und ihn als wandlungsunterworfenen Prozess in direkter Auseinandersetzung mit dem musikalischen Kulturerbe und der Wissenschaft enthüllen. Das führte zu dem Phänomen der „Eiertänze". Ob wahr oder gut erfunden, sei dahingestellt – am Ende führte das zur Antwort Šolochovs[6] auf die Frage, was sozialistischer Realismus sei, „Čert znaet, čto takoe socialističeskij realizm".

Nach einleitenden Bemerkungen von Th. Lahusen, P. H. Solomon jr. und S. Thorburn (S. IXff.) entfaltet der Verf. seine Analyse des Prozesses der Auseinandersetzungen und Wandlungen des sozialistischen Realismus nach Transliterationsangaben (S. 1) und Vorwort (S. 3ff.), wie einer Einleitung „Stalinism in the Arts": Unstable Foundations (S. 11ff.) in vier weitgehend differenziert unterteilten Kapiteln „The Vocabulary of the Socialist Discourse about Music" (S. 21ff.), „The signifiers of Realism in Music and Their Political and Aesthetic Meanings" (S. 55ff.), „Sovietizing the Biographies of Russian Composers" (S. 103ff.) und „Realism and Russian Musical Identity" (S. 131ff.).

Nach der Schlussfolgerung (S. 163ff.) „The Siren Call of Professionalism", aus dem nochmals die Bedeutung der Musikwissenschaft in diesem Zusammenhang deutlich wird, die der Arbeit auch einen festen Platz in der Wissenschaftsgeschichte sichert, folgt als Appendix (S. 167ff.) ein sehr nützlich-informativer Abschnitt „Short biographies of Writers Quoted in the Text" und eine Bibliographie, für die der Rez. nur einen Titel noch vorschlägt[7].

Der Rez. kann sich nicht als Musikwissenschaftler diesem Thema nähern, macht aber für sich geltend, dass russische Musik für ihn seit Jahrzehnten von persönlicher Bedeutung ist[8], die sie ihn auch gerade als wesentlichen Bestandteil der russischen Identität kennen und lieben gelehrt hat. Darin auch trifft er sich mit dem Autor. Er verdeutlicht den Weg von Musik, Musikwissenschaft in ihrer Existenz unter dem vorgeschriebenen Einfluss des sozialistischen Realismus. Die Hegel`sche List der Idee scheint auch durch diesen Auseinandersetzungsprozeß.

Der Blick in das weltweite heutige Musikleben zeigt die identitätsstiftende Kraft der russischen Musik für Russland wie ihr entsprechendes internationales Verständnis, nach allen Auseinandersetzungen, die sie sich durchsetzend bestanden hat. Zurückgehend zur Literatur kann man Hölder-

lin[9] das Wort geben „Was bleibet aber, stiften die Dichter“ – letztlich und grundsätzlich, nicht aber die Ideologen, Gott sei Dank.

Der Dank an den Verf. ist grundsätzlich tief und schmerzlich posthum.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 H. Röhling: Begann das Ende 1958? In: ABDOS-Mitteilungen 23.2003, 3 – 4, S.10ff.

2 „Löscht den Geist nicht aus!“ Die Philosophie von Nikolaj A. Berdjajew (1874-1948). Hrsgg. v. H. Gehrke, Hofgeismar, 1993, S. 106ff. (Hofgeismarer Protokolle 303).

3 M. Greiner: Das literarische Bild der Sowjetzone. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 25, 1956, S. 79ff.

4 Hans Ehrenberg in: Östliches Christentum I, München, 1925, S. 335.

5 W. Kassack: Lexikon der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts, München, 1992, S. 1225ff.; zahlreiche Hinweise in: Merker/Stammler, 2001, S. 396.

6 1905-1984.

7 F. Prieberg: Musik in der Sowjetunion, 1965.

8 Bulgarien-Jahrbuch 2009/10, München 2011, S. 106.

9 Gedicht „Andenken“ 1808.

Nikolaos H. Trunte: Slavia Latina. Eine Einführung in die Geschichte der slavischen Sprachen und Kulturen Ostmitteleuropas. – München: Verlag Otto Sagner, 2012. – LXVIII, 787 S. – (Slavistische Beiträge hrsgg. v. Prehder Band 482, Studienhilfen Band 17) – ISBN 978-86688-207-2. – € 39,80

Der Verfasser des anzuzeigenden Werks ist dieser Zeitschrift nicht unbekannt[1], wenn auch noch nicht in voller Weise gewürdigt. Das vorzustellende opus magnum gebietet dies in zweifacher Hinsicht. Einmal ist es ein immens umfangreiches Material, das in diesem Band klar und übersichtlich in fünf Teilen, 16 Kapiteln und 121 (!) Abschnitten beherrscht dargestellt ist, wobei bereits das Literaturverzeichnis (S. XL-LXVIII) eine Vorstellung von der geleisteten Arbeit vermittelt, zum anderen ist es allein die Einleitung (S. XI-XVI), die eine nüchtern-kritische Schilderung der Studiensituation nach einer für die Slawistik (und wohl alle Geisteswissenschaften) untauglichen Reform mit einer Begründung der Absicht, dieses Buch zu schreiben, verbindet. Vor den „neuen Bachelor-Studiengängen, die auf völlig verschulte Weise und niedrigem Niveau“ (S. XII) dargestellt werden, werden die „gegenwärtig schlechten Rahmenbedingungen“ (S. XVI) erwähnt und es erscheinen die „vielen Studierenden, die durch verschulte Studienordnungen und Prüfungsdruck in ihrem Wissensdurst allein gelassen und ihrem Lernwillen behindert werden“ (S. XVI). Der Verfasser versteht sein Lehrwerk als „Notmaßnahme angesichts des Niedergangs der Slawistik alten Typs“ (S. XIII), ein „Lehrbehelf als Hilfsmittel“ dazu (S. XIII). Bereits das der Einleitung vorangestellte Zitat von Kollár, wie auch der „Geist“ der Einleitung zeigen deutlich das Verständnis des Verfassers für das „Ganze“ der Welt der Slaven, seine Bedeutung für das „Einzelne“, sein Verständnis vom Zusammenhang zwischen Philologie und Geschichte (wie es auch deutlich in der „philologisch-historischen Klasse“ alter Akademien zum Ausdruck kommt), und die Bemühung um kulturhistorische Zusammenhänge. Einem Wissenschaftsverständnis, das Wissenschaft auf „Projekte und Modelle“ reduziert, entspricht dieses Wissenschaftsverständnis nicht. Das der Verfasser seine Absichten wissenschaftsgeschichtlich von der Entstehung der Slawistik an absichert, erhöht ihr Gewicht. Zu wünschen wäre dem Buch über die „Notmaßnahme“ hinaus eine Unterstützung für die Hegelsche List der Idee, die angesichts des hier ausgebreiteten Materials zur Nachdenklichkeit anregt.

Der Rez. macht keinen Hehl aus seiner uneingeschränkten Zustimmung zu den Positionen des Verfassers. Er hat aus seiner Sicht das „Ganze“ für die „Teile“ verteidigt[2] und ein entsprechendes Selbstverständnis kundgetan.[3]

Die Einleitung enthält weiterhin ein Abkürzungsverzeichnis (XVII f.), ein Umschriftverzeichnis (XIX f.), bietet die lateinischschriftigen slavischen Orthographien (XXI ff.), Schrifttafeln (XXV ff.), eine Skizze des Gemeinslavischen als Grundlage für den Sprachvergleich (XXXI ff.), die genetische Gliederung der slavischen Sprachen (XL) und das bereits erwähnte Literaturverzeichnis, dem man noch Arbeiten von Brüske, Dujcev, Schaller und Zeil[4] hinzufügen könnte. Bereits diese Einleitung zeigt positiv den Lehrcharakter dieser Veröffentlichung durch Tabellen, die sich übersichtlich und klar im ganzen Werk befinden. Die vier Textteile der Veröffentlichung haben eine Einleitung mit 4 Kapiteln (S. 1 ff.), gehen auf die Slavia Latina im MA mit 5 Kapiteln (S. 152ff.) ein, behandeln die Slavia Latina vom Humanismus bis zum Barock (S. 344ff.) mit 4 Kapiteln und schließen mit „Von der Aufklärung bis zur Gegenwart“ (S. 549ff.) mit 4 Kapiteln. Der 5. Teil besteht aus Personenregister (S. 743ff.) und Orts- und Völkernamenverzeichnis (S. 767ff.). Stichproben dieser Register, deren Arbeitsaufwand besonders zu würdigen ist, machen nur darauf aufmerksam, dass Johann Michael Georg nicht auf S. 603, sondern S. 604 und Tornow nicht auf S. 75, sondern S. 76 zu finden ist. Die Darstellung eines so umfänglichen Gegenstands in seiner historischen und geographischen Breite und Differenziertheit, führt selbstverständlich zu komprimierten Aussagen. Wenn ohne Hinweis auf die Ellwangen-These des Verbannungsorts Methods mit Kloster Reichenau (S. 62) angegeben wird, in der dazu gehörigen Literaturangabe aber auch Grivec auftaucht, bei dem Ellwangen genannt und Reichenau expressis verbis ausgeschlossen wird (Burr), so verlangt dieses vom Leser, wie gar nicht anders möglich, den Einstieg in spezielle Forschungsgeschichte.

Das Buch hat neben dem „lateinischen“ Thema die gesamte Slawistik und ihre inneren Bezüge im Blick, verdeutlicht sie und will sie retten auch mit dem geschwundenen Bildungshintergrund. Es steht mit seiner Bemühung um das „Ganze“ nicht allein[5], tut es mit einer erstaunlichen Fähigkeit in einer wissenschaftsgeschichtlich überzeugenden Weise, aus der romantisch geprägten Slawistik kontinuierlich herauszuführen und sie dennoch ohne Schaden zu erhalten, auch wenn das hier dargelegte Material virtuell deutlich macht, dass es mit sechs Semestern nicht getan ist. Allein der erste Teil, der dem Gesamtslavischen gewidmet ist, zeigt die umfassende Sichtweise des Verfassers, der eben auch weiß, dass „Latina“ den Blick auf Kyrillisches nicht verstellen darf, worauf der gebührend berücksichtigte

und bestätigte Picchio hinwies. Sollte man, optimistisch, abschließend eine Forschung und Lehre verbindende, hochschulpolitisch nicht unbrisante, erstaunlich klar- und einsichtige Arbeit mit Hölderlin schließen „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch"?[6] Kann man der List der Idee vertrauen und mit der Definition ihres Denkers „Talent ist spezifisch, Genie allgemeine Befähigung"[7] das Ganze nochmals retten? Ein ganz ungewöhnlicher Dank verbindet sich mit dem Wunsch nach genialer Rettung.

Horst Röhling

(Anmerkungen:)

1 23.2003, 1/2, S. 44; 27.2007, 2, S. 41.

2 Slavica und Universales im wissenschaftlichen, politischen und anthropologischen Kontext der Bibliothek. In: Bibliothek leben, Wiesbaden 2005, S. 24-33.

3 Bulgarien-Jahrbuch 2009/10, München-Berlin, 2011, S. 109.

4 W. Brüske: Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes, Köln u.a., 1955; I. Dujcev: Slavia orthodoxa als kulturhistorischer Begriff. In: Colloquium Slavicum Basiliense. Gedenkschrift für Hildegard Schroeder, Bern u.a., 1981, S. 87-94; H.W.Schaller: Johann Michael Georgs „Versuch einer sorbischen Sprachlehre" (1788), Neuried, 1986, dessen Arbeiten über Hentze, 1988 und Holle, 1995 wären auch zu berücksichtigen. W. Zeil: Slawistik in Deutschland, Köln u.a., 1994.

5 ABDOS-Mitteilungen 31.2011, 1/2, S. 26f.

6 „Patmos", 1803.

7 Zitate. Eine Sammlung hrsgg. v. Dr. Christian Greiff., S. 108.

Vorliegende Rezensionsexemplare

Liebe Leserinnen und Leser von *Bibliothek und Medien*, auf eine Aufleistung vorliegender Rezensionsexemplare wird künftig in der Regel verzichtet. Das System hat sich nicht bewährt. Fühlen Sie sich eingeladen, selbst Rezensionswünsche einzubringen und an die Redaktion zu melden. In der Regel werden Sie die Exemplare binnen kürzester Zeit erhalten.

Die Redaktion

Miszellen und Ankündigungen

Bitte fühlen Sie sich eingeladen, Ihre Veranstaltungen in *Bibliothek und Medien* anzuzeigen und Tagungsergebnisse zu veröffentlichen.

Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropaforschung ABDOS e. V.

Protokoll der Mitgliederversammlung der ABDOS e. V. am 15.5.2012 in München
Beginn: 09:00 Uhr
Ende: 10:15 Uhr

Tagesordnung

1. Begrüßung und Genehmigung der Tagesordnung
2. Wahl des Protokollführers/der Protokollführerin
3. Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung am 31.05.2011 in Ljubljana (veröffentlicht in den ABDOS-Mitteilungen, Bd. 31 (2011), H.1/2, S. 17-19)
4. Rechenschaftsbericht des Vorstands
5. Bericht der Kassenprüfer über die Prüfung der Jahresrechnung 2011
6. Entlastung des Vorstandes
7. Tagungsplanung für die Jahre 2012-2016
8. Verschiedenes

Zu 1.: Begrüßung und Genehmigung der Tagesordnung

Herr Dr. Warmbrunn begrüßt die anwesenden Teilnehmer. Die vorliegende Tagesordnung wird angenommen.

Zu 2.: Wahl des Protokollführers/der Protokollführerin

Frau Dr. Knappe wird einstimmig zur Protokollführerin gewählt.

Zu 3.: Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung am 31.05.2011 in Ljubljana

Das Protokoll wird in der vorliegenden Form genehmigt.

Zu 4.: Rechenschaftsbericht des Vorstands

Herr Dr. Warmbrunn berichtet über die Aktivitäten des Vorstandes, der sich im Berichtszeitraum dreimal traf. Diese Sitzungen fanden stets am Rande von Veranstaltungen statt, dadurch konnten Reisekosten eingespart werden.

Mit einem Workshop und einer Podiumsdiskussion (gemeinsam mit der SOG) war die ABDOS auch 2012 wieder prominent auf der Leipziger Buchmesse vertreten. Zum Workshop waren, entsprechend den Gastländern der Messe, Frau Smirnova aus Weißrussland, Frau Lesechko aus der Ukraine, Herr Hierasimowicz aus Marburg und Herr Dr. Schön aus Bautzen mit Beiträgen zu Information und Informationszugang von Minderheiten in ihren Ländern vertreten und trugen zu einer angeregten Diskussion bei. Die Podiumsdiskussion, in diesem Jahr zu aktuellen Entwicklungen in Mazedonien, wurde wie schon im letzten Jahr gut besucht und von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen. Auf Grund dieser guten Erfahrungen wird angestrebt, auch im kommenden Jahr wieder ähnliche Veranstaltungen auf der Leipziger Buchmesse durchzuführen, dafür ist ein früher Start der Werbung für diese Veranstaltungen wichtig.

Des Weiteren beschäftigte den Vorstand die Vorbereitung der Jahrestagung in München. Der Call for Papers stieß nicht auf die gewünschte Resonanz und so wurden potentielle Referenten direkt angesprochen. Im Ergebnis dessen gelang es, zwei Podiumsdiskussionen zu organisieren: eine unter der Leitung von Bea Klotz: Lesen in einer unfertigen Demokratie und eine in Zusammenarbeit mit Traduki und der S. Fischer-Stiftung, der an dieser Stelle herzlich für die finanzielle Unterstützung gedankt wird. Ein weiterer Dank gebührt der Südosteuropa-Gesellschaft, die ebenfalls einen finanziellen Beitrag zur Durchführung der Tagung leistete. Auch den Ausstellern und der Firma Kubon&Sagner gebührt Dank für die Teilnahme und Unterstützung.

Herr Dr. Warmbrunn informiert die Mitgliederversammlung darüber, dass es mit der Abrechnung der Tagung 2011 in Ljubljana Probleme gab, da die Gastgeber finanzielle Forderungen erhoben, deren Höhe vorher nicht abgestimmt war sowie als Gesamtrechnung ohne Einzelbelege vorgelegt wurde. Von den Ausstellern wurden, ebenfalls unabgestimmt, unterschiedliche Beiträge erhoben. Dies führte zu Irritationen bei den kommerziellen Partnern der ABDOS und sogar zur Absage einer Teilnahme. Herr Kanič wurde mehrfach mündlich, zuletzt bei der Vorstandssitzung am 27. Oktober 2011 in München, und schriftlich gebeten, fehlende Belege und die Teilnehmerliste einzureichen, was er auch mehrfach zusagte. Dies erfolgte jedoch bislang nicht und Herr Kanič hat sich auch bis zur Tagung in München nicht dazu geäußert. Damit muss die Tagung Ljubljana als abgeschlossen betrachtet werden und es können keine finanziellen Forderungen aus dieser Tagung mehr berücksichtigt werden.

Es wird darüber informiert, dass der Tagungsband der Tagung in 2011 fertig ist, er muss nur noch vervielfältigt werden.

In diesem Zusammenhang weist Herr Dr. Warmbrunn darauf hin, dass die Beiträge der Münchner

Tagung möglichst zeitnah eingesandt werden sollten. Sie werden dann gemeinsam mit den Beiträgen des ´Leipziger Workshops publiziert.

Des weiteren wird informiert, dass Herr Dr. von Werdt nicht mehr Leiter der schweizerischen Osteuropabibliothek ist, seine Nachfolge hat Frau Dr. Maurer angetreten.

Seit diesem Jahr haben die ABDOS-Mitteilungen einen neuen Titel: Bibliothek und Medien. Mitteilungen der ABDOS. Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen, Beiträge einzusenden.

Frau Dr. Djeković-Sachs informiert die Versammlung über den Stand der Finanzen des Vereins. Allen Mitgliedern liegt der Jahresabschluss für 2011 vor. Daraus kann entnommen werden, dass der Verein zu Beginn des Jahres über ein Guthaben von rund 6.000 € verfügte und damit abgesichert ist, dass er seine satzungsgemäßen Aufgaben auch 2012 erfüllen kann.

Zu 5.: Bericht der Kassenprüfer über die Prüfung der Jahresrechnung 2011

Frau Dr. Karmen Moissi und Herr Tillmann Tegeler führten die Kassenprüfung durch, Herr Tegeler verliest den Bericht. Beide Prüfer bestätigten die ordnungsgemäße Verwaltung und Verwendung der finanziellen Mittel. Dafür wird vor allem der dafür maßgeblich verantwortlichen stellvertretenden Vorsitzenden und Schatzmeisterin, Frau Dr. Djeković-Sachs, gedankt.

Zu 6.: Entlastung des Vorstandes

Der Vorstand wird von der Mitgliederversammlung bei fünf Enthaltungen (anwesende Vorstandsmitglieder) einstimmig entlastet.

Zu 7.: Tagungsplanung für die Jahre 2012-2016

Für 2013 liegt eine Einladung der Weißrussischen Nationalbibliothek vor, die Tagung in Minsk, vor oder im Anschlus an den Weltkongress der Slawisten (8.-11.9.2013), durchzuführen.

Für 2014 liegt eine Einladung nach Hannover vor.
2015: Graz
2016: Herne
Des weiteren soll die erfolgreiche Kooperation mit der Leipziger Buchmesse in den kommenden Jahren fortgeführt werden.

München, den 15.05.2012

Dr. Jürgen Warmbrunn	*Dr. Elke Knappe*
1. Vorsitzender und Sitzungsleiter	Protokollführerin